Paris

und

Louis Napoleon.

Neue Skizzen

aus dem

Französischen Kaiserreich.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

I.

Das Lorettenthum, die Frauen und der Salon.

Das neue Gleichheitsprincip, welches die moderne Gesellschaft bewegt und das in Frankreich unter dem neuen Kaiserreich alle socialen und politischen Zustände zu bedingen angefangen, ist das Princip der Käuflichkeit Aller zu Allem. Die eigentlichen Factoren einer solchen Epoche sind das Geld und die Prostitution, durch welche das Reich des Communismus seinen factischen Anfang genommen hat. Die Agiowirthschaft verallgemeinert das Geld und das Eigenthum, und sucht es dahin zu bringen, daß Jeder das Geld hat, wodurch es aber dahin kommt, daß zuletzt Keiner mehr etwas hat, indem die allgemeine Spekulation die allgemeine Verflüchtigung aller Werthe wird. Wie die Geldwirthschaft materiell, so wirkt die Sittenwirthschaft ideell auf die Verflüchtigung aller moralischen Werthe der Gesellschaft, und die

Lorette besteigt den Thron des Zeitalters, um das Reich zu regieren, in dem Niemand mehr Tugend hat, weil sich Alle dem Genuß des Augenblicks verkauft haben.

Die Lorette ist heut Alles, und Alles wird heut Lorette, wenn es sich auf dem glänzenden Niveau des Tages erhalten und nicht in den Wald sich flüchten will, um von Einsamkeit und Wurzeln und Kräutern zu leben. Die Lorette nivellirt die heutige Gesellschaft, als wenn das revolutionaire Gleichheitsprincip in den vielen Verwandelungen, die es gleich dem Gotte Wischnu durchgemacht, in dem schönen Körper der Lorette seine entscheidendste Incarnation empfangen hätte, oder als ob die Ideen von 1789, welche bekanntlich von der neuen napoleonischen Regierung als ihre eigentliche gouvernementale Grundlage proclamirt worden sind, vorzugsweise von diesen Vestalinnen des Kaiserreichs jetzt gehütet und gepflegt würden.

Die Lorette mußte daher, als symbolischer Ausdruck des Zeitalters, bereits den Sieg über alle anderen Gattungen der Frauen und über alle bisher als Normen der Gesellschaft bestandenen socialen und sittlichen Institute, namentlich über Ehe und Familie, davontragen. Die Lorette, als Tochter des Volkes, ist ein neues naturwüchsiges Geschlecht, das mit seiner

kräftigen und reizenden Physis die Gesellschaft erobern und unterjochen will, wie einst die wilden Naturvölker auf den Ruinen der alten Gesellschaft jubelnd und siegeslustig ihre Fahnen aufpflanzten. Es ist der vierte Stand, welcher die Lorette hinaussendet, um die Gesellschaft, die dem Volke heut nur noch als dieser verweichlichte und schwelgerische Tyrann erscheint, zu berücken und unter den Wirbeln der Lust diesem Tyrannen sein Leben zu rauben. Die Lorette spielt aber die Judith des vierten Standes nicht mit dem Schwert in der Hand, sondern sie läßt ihr Opfer allmählig unter ihren trüglichen Umarmungen dahinsiechen, nachdem sie es zuerst moralisch und finanziell zerrüttet und mit allen seinen Verhältnissen überworfen hat und dann seiner physischen Entkräftung und Verkommenheit überläßt. Die Lorette ist zu diesem Zweck nicht nur Buhlerin, sondern sie ist auch Speculantin, und das patriarchalisch gemüthliche Wesen der ehemaligen Grisette weit hinter sich lassend, hat sie den Industrialismus der Epoche in Leib und Seele eingeimpft.

Die Lorette entsteht aus dem Volke, und wird nur in den seltensten Ausnahmen in der Mitte der gebildeten Gesellschaft selbst geboren. Ausnahmen dieser Art kommen zwar vor, und es werden selbst Beispiele der geistreichen und literarischen Lorette

aufgeführt, die in einem vornehmen Erziehungs-Institut ihre erste Ausbildung genossen, aber dann hat sie bei der Rückkehr in das väterliche Haus gewöhnlich eine Zerrüttung der Verhältnisse vorgefunden, die ihr kaum noch eine Wahl ließ. Entweder hat sich der Vater wieder verheirathet, vielleicht an eine rohe, unter seinem Stande erwählte Person, mit welcher die achtzehnjährige, feingebildete Tochter sich nicht zu einigen und zu stellen weiß, oder die Armuth, der Alles demoralisirende Mangel, ist über das Haus hereingebrochen, und alle Aussichten, zum Leben zu kommen, sind für ein Mädchen verschlossen, das alles Feuer der Jugend in sich trägt und dessen Sinne und Geist durch die genossene Bildung noch glühender geworden sind. Dann kostet es nur einen Schritt um in die Welt des Luxus und des Glanzes zu entfliehen, die anfangs so viel lockende Strahlen ausbreitet.

In der Regel aber sind es die düstren, kalten Mansarden-Stübchen der Arbeiter und kleinen Leute, in denen die Lorette geboren wird. Sie ist noch ein halbes Kind, und mit der heranwachsenden, schwellenden Schönheit ihrer Glieder blühen Sittsamkeit und Tugend um die Wette an ihr auf. In dem Kamin ist wenig Feuer, in dem Stübchen ist wenig Luft, und die junge Arbeiterin, die mit gebückter Brust

und mit schmerzenden Augen Tag und Nacht vor ihrem Nähtisch sitzt, um dem kleinen jammervollen Haushalt der Eltern ihren geringen Verdienst zuzuführen, muß selbst dafür büßen, daß sie arbeitet und sich unablässig bemüht. Denn während das Elend um sie her durch ihre Arbeit nicht abnimmt, sondern nur zu wachsen scheint, werden ihre eigenen Wangen von Tag zu Tag bleicher, und ihre Brust, in der sie noch vor Kurzem alle Blüthenträume der Welt pulsiren fühlte, wird immer enger und trauriger. Unter diesem erbärmlichen räucherigen Trödel, der um sie her liegt, raschelt aber auch die Schlange der Verführung, welche in der Spelunke der Armuth ebenso gut nistet, wie auf den Bäumen des Paradieses. Die Schlange ist vielleicht von der Mutter selbst unter das Dach geleitet, denn die gute alte Frau hat die Blicke eines sicherlich sehr reichen Herrn, der seit einiger Zeit öfter an dem Hause vorübergegangen ist, und ihr am Fenster nähendes Töchterlein unaufhörlich beobachtet hat, endlich richtig schätzen gelernt. Die Sache wird dann in der Regel als ein ganz gewöhnlicher Kaufcontrakt zurechtgemacht, und das junge Mädchen sieht sich plötzlich aus der kahlen gottverlassenen Einöde ihrer Jugend in ein kostbares Ameublement in der Rue de Rivoli, auf die weichen Polster schwellender Plüsch-Divans, und in eine von

indischen Shawls und Diamanten strahlende Toilette versetzt. Sie hat entweder rasch ihren Entschluß gefaßt, und dieser führt sie dahin, ihren Lebensreiz jetzt in der triumphirenden Ausbeutung ihrer Situation zu suchen und nach einem kalt berechneten Plan aus dem Ruin ihres Liebhabers ihre Sicherung zu schöpfen. Oder weniger glücklich verfällt sie einer neuen Misère, indem sie, ausgesogen und zerpflückt vom Laster, von Stufe zu Stufe tiefer herabsinkt und zuletzt, mit der Hacke der Chiffonnière in der Hand, bei demselben Elend wieder anlangend von dem sie ausging, ihr Leben verhungernd in dem Straßenkoth von Paris beschließt.

Die Lorette, welche sich eine glänzendere Laufbahn zu sichern weiß, beginnt dieselbe gewöhnlich damit, daß sie, um eine vollständige Prinzessin der Galanterie zu sein, ihr Herz in sich ertödtet und die Fähigkeit zu lieben aus demselben ausrottet. Dann sammelt sie die jeunesse dorée des Zeitalters um sich her, welche ihr die Krone des Lasters auf das Haupt setzt, und jauchzend ihren Nacken unter den Fuß der Courtisane neigt, der die Zügel des heutigen socialen Lebens in Frankreich übergeben worden. Die Pariser der Decadence haben nur noch die Lorette übrig behalten, welche als das allgemeinste Symbol aller gesellschaftlichen und politischen Zustände überall herrschend erscheint, und die zur Auflösung und Ver-

geudung mächtig und unwiderstehlich antreibt. Die unterhaltene Welt (le monde entretenu), die sich sonst nur in den geheimen Spalten der Gesellschaft einnisten durfte, tritt immer siegreicher und glänzender an die Oberfläche heraus, und constituirt sich als die eigentlich organisirte Welt des heutigen Frankreichs, während alle anderen Verhältnisse um sie her desorganisirt erscheinen und ihre feste, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Haltung verloren haben. Diese Welt der Debauche, in der Luxus, Mode und Geldmacherei ihre eigentliche Ausmündung haben, will in ihren diabolischen Flammen Alles verlodern lassen, was noch ein festes und gesetzliches Bestehen hatte, und die Hand der Lorette weiß diese Flammen immer gewaltiger anzufachen.

Ob es in Paris dahin kommen wird, wie im alten Rom, daß man die Perlen zerstößt, um sie im Wein seinen Freudengenossen zuzutrinken, wissen wir nicht, aber daß in der Menage der Lorette und in Allem, was dazu gehört, ganze Vermögen ausgeschöpft und alte, in den Familien aufgehäufte Glücksgüter zu einem Nichts verflüchtigt werden, steht mehr wie je auf der Tagesordnung. Die Lorette ist nicht nur die Venus der Börse geworden, die den modernen Agiohelden mit dem einzigen Liebesband beglückt, das er mit seinem durch das Geld zerstörten Herzen

noch brauchen kann, sondern sie ist auch eines der mächtigsten Werkzeuge des Wuchers in Paris geworden, der mit ihren Liaisons und Intriguen Hand in Hand geht und für den sie ein Netz zu spinnen weiß, welches mit dem ungeheuersten Vortheil ihre Opfer in seine Maschen zieht. Viele dieser unterhaltenen Damen, und auch einige wegen ihrer Schönheit berühmte Schauspielerinnen, unter denen die heutige Chronik von Paris namentlich die Coulissen-Göttinnen eines gewissen Vaudeville-Theaters nennt, legen ihre Ersparnisse in Wuchergeschäften, mit denen sie in der genauesten Verbindung stehen, als Fonds an. In Paris wird der Wucher mit besonderer Industrie auch von Frauen betrieben, die, da sie die brauchbarsten Commissionairinnen der Corruption sind, auch als Vermittlerinnen und Gelegenheitsmacherinnen der Loretten- und Actricen-Welt sehr nahe stehen, und dadurch ihrem Geschäft, gegen Ausstellung von Wechseln zu einem menschenmörderischen Zinsfuß Geld auszuleihen, die schwunghafteste Ausdehnung zu geben wissen. Der Lorette eröffnet sich hier ein Hauptfeld ihres Berufs, um als Rachedämon der Gesellschaft zu schaffen und zu wirken. Es kommt darauf an, dem jungen Freund, der sich in ihren Armen ruinirt, immer neue Gelegenheit zu Ausgaben und Geschenken und zur Darbringung von Summen, bei

denen es sich der Mühe verlohnt, zu geben. Oft wird dann ein unwiderstehlicher Trumpf auf eine Ovation dieser Art gesetzt, und der junge Mann, der seine laufenden Baarmittel bereits verschossen hat, befindet sich in der allerpeinlichsten Verlegenheit. Seine Adresse ist aber dann zugleich reif geworden für ein gewisses Geschäft, mit dessen Einleitung die Lorette nun keinen Augenblick zögert. Seine Adresse spaziert zu ihrer Freundin, der alten weisen Frau, welche sich dem in Verlegenheit Befindlichen nun in irgend einer Form zu nähern weiß und ihm den Weg zeigt, 10,000 Francs auf einen in drei Monaten fälligen Wechsel zu ziehen, den er freilich auf 20,000 Francs ausstellen muß. Das Geschäft wird gemacht und die Lorette hat eine doppelte Genugthuung, wenn sie ihren Freund am andern Tage mit einem vergnügten Gesicht in ihren Salon treten sieht. Einmal bringt er ihr die bewußten zehntausend Francs, die sie dringend bedurft hat, um angeblich eine sie täglich überlaufende Mutter und einen Tollkopf von Bruder zu beschwichtigen, der Soldat geworden ist, vielleicht sogar die Krim-Medaille besitzt und seit seiner Rückkehr aus dem Krieg alle Augenblicke ankommt und sie zu erschießen droht, weil sie seine Ehre compromittire. Und dann haben die zehntausend Francs noch den schönen geheimen Hintergrund, daß sie aus

dem Fonds der Lorette selbst geflossen und aus ihrem Einlage-Capital in dem Geschäft der guten alten Frau zu dem Wechsel verwandt sind. Die Lorette sieht ihr Capital bereits verdoppelt zu ihren Füßen liegen, denn an der Zahlungsfähigkeit des jungen Mannes ist einstweilen gewiß noch nicht zu zweifeln; seine reiche Familie wird den Wechsel einlösen, der ihn sonst unmittelbar nach Clichy spazieren lassen würde. Die zwanzigtausend Francs werden in drei Monaten eingehen, und, mit Abzug der Discontirungskosten und Commissionsgebühren für die Freundin, hat das Portefeuille der Lorette davon diesen neuen Zuwachs an Fonds gewonnen. Wie anders ist es doch jetzt, als es damals war, wo sie sich in der engen, schwülen Dachstube die Finger blutig und die Augen ganz roth nähen mußte, und wo ihr tugendhaftes junges Herz gegen ein rauhes Wollentuch schlug, das ihren Busen deckte! Die Lorette wird bald reich, wenn sie nicht bald zu Grunde geht.

Der finanzielle Boden, auf dem die Lorette heut steht, wird zugleich durch ihre Bezeichnung als femme entretenue, die alle ihre anderen Spitz- und Kriegsnamen überdauert und zusammenfaßt, auf die am meisten charakteristische Weise angedeutet. Denn die „Unterhaltene" ist nicht mehr die Hetäre von ehemals, die in einem geächteten Verhältniß, und mit

nicht größerem Recht als einer Ausgestoßenen und Sklavin zukam, der ganzen übrigen Gesellschaft gegenüber stand und mit ihrem Sündenlohn zugleich abgefunden wurde. Die unterhaltene Frau ist Diejenige, an welche Etwas gewandt werden muß, um sie zu besitzen, und die man nicht hat, wenn man ihr nicht zugleich eine materielle und finanzielle Existenz gemacht hat, und diese Alles aufsaugende Existenz beständig wieder speisen und ausstatten will.

Die übrigen Namen der Lorette sind wechselnd geworden, wie die Bezeichnung der Modegegenstände überhaupt wechselt. Diese Gattung von Personen ist aber in Frankreich so wichtig geworden, und befindet sich so sehr an der Spitze aller Interessen, daß die Poesie hierin mit der Libertinage gewetteifert hat, um immer neue Namen, bald symbolische bald humoristische, ausfindig zu machen. Selten ist aber ein Nom de guerre so entschieden durchgeschlagen, wie der Name der dame aux camélias, womit Alexandre Dumas fils, der das Prostitutionsdrama zu einem geistreichen und künstlerischen Genre zu machen gewußt hat, eine seiner genialsten Compositionen bezeichnete. Weniger ist er mit der von ihm gleichfalls erfundenen Bezeichnung der filles de marbre durchgedrungen, denen Xavier de Montépin seine Gipsmädchen (filles de plâtre) für ein niedrigeres

Genre und in einem jedenfalls sehr niedrigen Roman gleiches Namens nachbildete. Auch die Benennung der Camelien-Dame wird sich nicht mehr lange erhalten und dem ersten besten glücklichen Einfall Platz machen, obwohl der vor einiger Zeit gemachte Versuch, die Lorettes in Madeleines umzutaufen, nicht den Beifall des betheiligten Publikums gefunden haben soll. Die Lorette ist immer noch die am allgemeinsten anerkannte Firma geblieben, die in dem Kirchspiel der Notre Dame de Lorette auf eine zu angenehme und elegante Weise wurzelt, als daß man sie so leicht wieder verwischen lassen möchte. Die Lorette erscheint sich selbst in einem gewissen Geruch der Heiligkeit, wenn sie durch ihre eigenthümliche Zugehörigkeit zu dem Tempel der Mutter Gottes von Lorette sich bezeichnen kann, und ihr Streben ist es nach wie vor, es in dieser eleganten und luxuriös ausgestatteten Kirche, die noch immer ein Sammelpunct aller Tänzerinnen und Schauspielerinnen ist, zu einem rothen Sammetsessel zu bringen. Diese modische Notre Dame de Lorette ist dadurch mit ihren schönen ausgeschmückten Hallen der Rendez-vous-Platz aller fashionablen Intriguen von Paris geblieben. Die Luft hat aber in diesem kaum an eine Kirche erinnernden Saal etwas Aengstliches, und es ist mir einige Male begegnet, daß ich mich

darin wie in eine Berliner Damen-Conditorei versetzt glaubte, was natürlich nur den schleunigsten Aufbruch aus diesen Räumen zur Folge haben konnte.

Hier in Notre Dame de Lorette, wo die moderne Courtisane ihren Namen empfangen, auf den sie vorzugsweise stolz ist und durch den sie sich mit einer gewissen Weihe bedeckt erscheint, zeigt sie sich auch gern in ihrer prächtigsten Toilette, in der sie, das von Gold und Sammet strahlende Gebetbuch in der Hand, mit so viel Grazie und Unschuld, als die tugendhafte Frau sie nur immer in ihren Gebärden haben kann, auf dem vor ihr ausgebreiteten Kissen niederkniet. Diese Toilette, in der sie so prachtvoll zur Madonna betet, ist freilich dieselbe, in der sie auch Abends unter den Acazien des Jardin Mabille, im Chateau Rouge, in Asnières oder am See im Bois de Boulogne erscheint, aber wenn sie Mittags in der Messe bei Unserer Dame de Lorette uns an den Cancan gemahnt, den sie Abends tanzen wird, so erinnert man sich des Abends, wenn man sie im Cancan ihren elektrischen Reif schlagen sieht, wieder an ihr frommes Knieen zu den Füßen der Madonna de Lorette, und man weiß zuletzt nicht mehr, was Madonna und was Lorette ist. Am Ende kommt man auf den Gedanken, daß die Lorette die eigentliche Madonna der neuen Zeit geworden ist, denn,

wie gute Katholiken auch die Franzosen noch sein mögen, so hat sich ihr Madonnen-Cultus jedenfalls mit dem Loretten-Cultus auf eine zu specifische Weise gemischt, und die Lorette steht heut in Frankreich zu sehr an der Spitze aller Frauen, als daß sie nicht auch der Madonna eine gefährliche Concurrenz machen sollte.

Die größte Lorette dieser Zeit ist ohne Zweifel Marie Duplessis gewesen, nach deren Urbild Alexandre Dumas fils seine Camelien-Dame geschaffen. Sie war die erste Frau dieser Art, deren Persönlichkeit und Lebensverhältnisse so bedeutend und glänzend hervorragten, daß in der ganzen gesellschaftlichen Welt von Paris von ihr Notiz genommen wurde. Sie riß durch dies Interesse zuerst die Barrière nieder, welche bis dahin zwischen der monde entretenu und der Pariser Gesellschaft mit einer Strenge, wie sie kaum anderswo auf diesem Punct gewaltet, aufrecht erhalten worden war. Marie Duplessis, die Tochter eines Conditors in Nantes, wo sie bis zu ihrem achtzehnten Jahre in einem Kloster erzogen worden, war durch den Tod ihres noch auf seinem Sterbelager bankerott gewordenen Vaters in die größte Bedrängniß gerathen, und hatte sich aus Nantes von dem Sohn eines reichen Rheders entführen lassen, der mit ihr die Schweiz und Italien besuchte. Nach dessen plötzlich erfolgtem Tode associirte sie sich mit

einem Maler, der schon seit sechs Monaten mit dem jungen Paar gereist war, und dem sie nach Paris folgte, um zugleich in seinem Atelier ihr für die Malerei erwachtes Talent zu pflegen. Es war aber in Marie Duplessis ein Wettstreit aller schönen Künste ausgebrochen, in welchem sie von dem Maler zu einem Schauspieler überging, der weder jung noch schön noch bedeutend gewesen sein soll, mit dem aber Marie zwei Jahre lang ihr Leben theilte. Dann folgten mehrere Jahre in dem Lebenslauf der Marie Duplessis, die nach dem Geständniß ihres eigenen Biographen, dem wir diese Züge entlehnen*), mit einem seltsamen geheimnißvollen Schleier bedeckt sind und in denen leicht das Aergste vorgefallen sein könnte.

Im Jahre 1845 tauchte Marie Duplessis als Besitzerin eines Handschuhladens in der Passage de l'Opera wieder auf, und obwohl man das Jahr ihrer Geburt nie genau erfahren hat, so scheint sie doch jetzt erst in die volle Blüthe ihrer Reize getreten zu sein. Ein spanischer Staatsmann, der früher in Madrid Finanzminister gewesen und damals in der Verbannung lebte, vielleicht Mendizabal, kaufte in der Passage de l'Opera seine Handschuhe, und fand daß er noch nie so schöne Hände gesehn, als die waren, mit denen ihn Marie

---

*) E. M. von Leyden in der bekannten Brochüre. (5 Aufl.)

Duplessis berührte, als sie ihm die gekauften Handschuhe anprobirte und ihm reibend und streichelnd über seine Finger zog. Für dieses kleine Vergnügen bat sie der ehemalige Finanzminister, eine Wohnung in der Rue St. Lazare von ihm anzunehmen, die er nach dem glänzendsten Maaßstab zu möbliren übernahm und in die er sie als Herrin des Hauses einzuführen sich erlaubte. Marie Duplessis nahm von dieser neuen Position mit ihrer ganzen geistreichen Anmuth und drolligen Heiterkeit Besitz. Der Castilier fügte eine Equipage und eine Civilliste von hundert Louisd'or monatlich hinzu, und stellte bei Allem nur die Bedingung, daß Marie Duplessis ihn jeden Tag von drei bis fünf Uhr zu erwarten und in einem weißen Kleide, mit aufgelösten Haaren und bloßen Armen zu empfangen hatte. Der Exminister saß dann in feierlicher Haltung neben ihr auf dem Divan und Marie Duplessis mußte Conversation machen, was ihr bei ihrem natürlichen Humor und ihrem in der That mannigfach gebildeten Geist um so leichter werden konnte, als der spanische Finanzminister ein ganz regelmäßiges System der Unterhaltung hatte, welches Marie nur mit ihrer unvergleichlichen Laune und ihren reizenden Einfällen zu beleben und zu durchwirken brauchte. Das schöne oder schlechte Wetter bildete bei ihm den stehenden Eingang jeder Conver-

sation, dann kam speciell die Natur des Pariser Wetters an die Reihe, von welchem ein kühner Uebergang zu den spanischen Revolutionen gemacht wurde, die den Minister genöthigt hatten, Madrid mit Paris zu vertauschen. Die Pausen, welche jedesmal bei der Abwechselung von einem Thema zum andern eintraten, wurden regelmäßig mit einigen Liebkosungen ausgefüllt, die der Reihe nach ebenfalls schon festzustehen schienen. Zwischen der Unterhaltung über das Wetter wurden stets die wunderbar schönen schwarzen Haare der Marie Duplessis bewundert und gestrichen, denn auch in dem seltenen Glanz dieses Haares schien es alle Augenblicke zu wetterleuchten und Blitze zu entzünden, die tief in das Herz des castilischen Finanzmannes drangen. Bei den spanischen Revolutionen aber, bei denen der Minister sein besonderes Leid zu klagen hatte, wurden stets die überaus schönen Hände der Freundin ergriffen und einige Male zärtlich geküßt und wie zum Trost für Alles, was er hatte ausstehen müssen, recht lange und innig an seine Brust gedrückt. Dann stand er plötzlich auf, und verabschiedete sich höchst eilig von ihr bis zum folgenden Tag. Marie zog dann ihr weißes Kleid wieder aus und warf sich in eine glänzende Modetoilette des Tages, um ihre andern Freunde zu empfangen, in deren Zulassung ihr alle und jede

Freiheit gelassen war. Diese Freiheit benutzte sie mit großem Verstand, um einen Salon zu machen, der nicht nur in gewissen Sphären bald einen außerordentlichen Ruf erlangte, sondern auch die ausnehmend feine und liebenswürdige Persönlichkeit der Marie Duplessis zu einer gefeierten und fast geachteten zu erheben anfing.

Dieses Relief ihrer Person erhöhte sie nur noch, als der Spanier durch eine Wendung der politischen Ereignisse nach Madrid zurückgerufen wurde und Marie an einen Banquier überging, dem der Exminister sie bei seiner Abreise dringend empfohlen hatte. Dieser Banquier, der von Geburt ein Engländer war, und seinen Finanzen wie seiner Religion nach sich zum Judenthum bekannte, denn er berechnete sein Vermögen nach vielen Millionen, führte Marie Duplessis mit sich nach England, wo sie die glänzendsten Stufen der Gesellschaft hinanstieg. Reich an Juwelen und Banknoten, kehrte sie von London wieder nach Paris zurück, wo sie in ihrer eigenthümlichen Situation, die beinahe eine sittliche Palingenesie errang, bis zu ihrem Tode sich behauptete. In ihr Haus kamen nach ihrem Tode die Damen der besten und vornehmsten Gesellschaft, um von ihrem berühmten Mobiliar etwas anzukaufen, das bei der öffentlichen Auction bis zum drei- und vierfachen Preis losge-

schlagen wurde. Man hat dergleichen bei den Möbeln berühmter Sängerinnen und Tänzerinnen gethan; warum nicht bei einer Sitten-Celebrität, die an der Spitze der Demi-Monde gestanden und durch ihren Glanz wie durch ihre Schönheit und ihren Charakter die Grenzlinie zwischen der unanständigen und der ehrbaren Welt fast zu verwischen anfing?

Marie Duplessis war daher geeignet, durch ihr ganzes Wesen wie durch ihre Stellung das Urbild jener Camelien-Dame zu sein, in welcher Dumas fils die heutige seltsame Wendung der französischen Gesellschaft in ebenso genialen als psychologisch treffenden Zügen zeichnete. Wie Marie Duplessis selbst durch ihre Person gewissermaßen zuerst den Bann bezwang, der sonst auf der Stellung der Courtisane lastete, indem sie auch die sogenannte anständige Gesellschaft nöthigte, sich mit ihr zu beschäftigen und ihre Existenz anzuerkennen, so begründete jener Autor durch sein Stück von der Camelien-Dame die neue Stimmung der französischen Gesellschaft, welche sich dem allgemeinen Eindringen des Lorettenthums in alle Kreise nicht mehr verschließt, sondern mehr und mehr eine anerkannte Thatsache darin erblickt, die bald dazu führen wird, den vollständigen Sieg der Lorette in der Gesellschaft zu proclamiren.

Die schöne Marie Duplessis wird darum einst

ein klassischer Namen in der Geschichte des die Gesellschaft erobernden Courtisanenthums sein, und es scheint bereits ein ihr geweihter Geheimdienst durch eine starke Verbreitung ihres Bildnisses in verschiedenen Kreisen begonnen zu haben. Monsieur Jules Janin besitzt in seiner Bibliothek von literarischen und artistischen Curiositäten auch mehrere Autographen von Marie Duplessis, die ihm von der Schauspielerin Madame Doche zum Geschenk gemacht worden. Madame Doche, eine der galantesten und luxuriösesten Schauspielerinnen von Paris, welche die Rolle der Camelien-Dame zuerst auf der Bühne geschaffen, und darin von einem Theil des Publikums als ein Spiegelbild ihres eigenen Lebens beklatscht wurde, scheint mithin mit der Marie Duplessis in Verkehr und Briefwechsel gestanden zu haben, was zur Charakteristik des innern Zusammenhanges, in welchem diese eigenthümliche Welt von Paris steht, keinen unwesentlichen Beitrag liefert. —

Die Spielarten des Lorettenthums sind aber natürlich von der mannigfachsten Art und stufen sich nach Persönlichkeit und Verhältnissen, nach Glück und Unglück, so verschiedenartig ab, daß die Physiologie der Lorette, die von einem Naturforscher der Gesellschaft noch zu schreiben ist, eine sehr verwickelte Arbeit mit der Systematisirung und Gruppirung ihrer

Klassen verursachen würde. Auf ihrer höchsten und feinsten Stufe verbannt die Lorette jeden geschäftlichen Charakter aus ihrer Stellung, und strebt danach, Salon-Dame im vornehmsten und reinsten Stil zu sein, von welcher Höhe sie nur durch besondere Unglücksfälle, die aber niemals ausbleiben, wieder herunterfällt. Muß sie wieder in die Abenteuer des Zufalls und der öffentlichen Gelegenheiten hinaus, so erwählt sie sich leicht eine bestimmte Rolle, die sie mit Geschick und Virtuosität durchzuführen sucht, um die Aventüre nach einem festen Plan auszubeuten.

Eine dieser Character-Masken der Lorette ist die Tabled'hôte-Lorette, die gegen die Salon-Lorette schon eine viel geringere Stufe der käuflichen Galanterie von Paris bezeichnet. Diese Lorette, der freilich noch die eleganteste Toilette wie die feinsten Manieren zu Gebote stehen müssen, hat die Table d'hôte, an der sie mit Fremden und Einheimischen anbinden kann, zum Schauplatz ihrer Thaten bestimmt, und verfährt dabei entweder im Einverständniß mit der Besitzerin des Hôtels, mit der sie vielleicht auf Gewinnantheil arbeitet, oder sie unternimmt jeden Streifzug dieser Art ganz für sich und mit eigener Ausrüstung ihrer Waffe. Ihre Strategie ist dann auf ihre Nachbarn und auf ihre Vis-à-Vis gerichtet, und sie weiß jeden eintretenden Moment, wo sie mit Er-

folg losschlagen kann, richtig zu beurtheilen. Ihre Vorschläge, wie nach dem Diner der Abend hinzubringen sei, werden den Fremden, die sich rathlos beim Champagner darüber unterhalten, gewiß auf eine ebenso anmuthige als scheinbar absichtslose Weise entgegengebracht werden. Für eine Partie nach dem Wäldchen von Boulogne entwirft sie den reizendsten, unter jedem Gesichtspunct als practisch anzuerkennenden Plan, oder sie entwickelt schon während des Diners so viel hinreißende Laune gegen ihren Nachbar, daß dieser selbst sich in Vorschlägen erschöpft, um sie zu irgend einer Partie überreden zu können. Sehr häufig ist die Tabled'hôte-Lorette aber auch im Solde einer geheimen Spielgesellschaft, für welche sie durch ihre Anlockung Opfer herbeizuschleppen hat, denn die meisten Loretten sind selbst Spielerinnen von Profession, und müssen diese ihre Leidenschaft nicht selten im Gefängniß abbüßen. Die Lorette versteht es dann Jedem anzusehn, ob sie ihn nach dem Diner zu einer Spielpartie einladen darf, die entweder schon in einem Nebenzimmer wartet oder zu der hinzuführen, ein elegantes Cabriolet, welches die Lorette für das ihrige erklärt, schon draußen vor der Thür bereit steht.

Eine andere Specialität auf diesem Gebiet ist die Kunst-Lorette, die auf lauter ästhetische und kunstliebende Freunde rechnet und etwas darauf giebt, sich

immer unter irgend einer artistischen Maske einzuführen, wo sie dann bald als Tänzerin, bald als Schauspielerin und Sängerin, bald auch als Musiklehrerin, auftritt oder wenigstens immer im Begriff steht, sich zu einer dieser Berufsarten vorzubereiten, vielleicht auch schon in den nächsten Tagen ihr Debut auf diesem oder jenem Theater zu halten. Oder sie ist Malerin, und hat soeben die Erlaubniß erhalten, in der Galerie des Louvre die bella giardiniera des Rafael zu copiren, worauf sie sich natürlich außerordentlich freut und wovon ihr ganzes Glück abhängt. Es versteht sich, daß zu dieser Rolle einige Vorkenntnisse gehören, die aber bei dem mehr oder weniger ästhetischen Naturell, das jeder Lorette eigen ist, nicht so schwer von ihr zu erwerben sind. In der Regel sind dies aber Loretten, die früher der Bohême von Paris angehört haben, und unter jener wunderbaren Sippschaft von Künstlern und Literaten, mit denen sie das erste Brot der Armuth und der Jugend theilten, sich in jeder Art heranbildeten. Ein höheres Raffinement, das auch in der Idee an etwas Besseres angränzt, liegt der Kunst-Lorette jedenfalls zum Grunde, denn sie rechnet nicht nur auf den größeren Reiz, den alles zum Theater und zur Kunst Gehörige auf viele Personen ausübt, sondern sie kommt sich auch selbst interessanter und vielleicht sogar etwas

anständiger und unschuldiger in diesen artistischen Gastrollen vor, von deren Wahrheit sie sich bei ihrer lebhaften und zu Täuschungen geneigten Phantasie leicht selbst überredet.

Das allgemeinste Bivouac des Lorettenthums stellt die Souper-Lorette dar, die tolle Priesterin der Cabinets Particuliers, die den Höhepunkt des Pariser Vergnügens, die Partie fine mit Souper, repräsentirt, und dazu auf den Bällen des Jardin Mabille, des Chateau-Rouge, des Ranelagh, des Valentino, gesucht und gefunden wird. Das Souper mit Loretten ist ein stehender Typus der Pariser Debauche, trägt aber in der Regel einen so handwerksmäßigen Zuschnitt an sich, daß es häufig nur eine sehr traurige und langweilige Ceremonie der Liederlichkeit ist. Die französische Lorette ist zwar zugleich das drolligste Geschöpf von der Welt, und sie trägt einen Fonds natürlicher Laune und toller Einfälle in sich, die oft um so reichlicher sprudeln, je größer ihre heimlichen Nöthe, ihre Seelenqualen und Verlegenheiten sind. Aber da dem Souper schon ein Tag und Abend der Arbeit und der Anstrengung vorausgegangen sind, so giebt auch häufig die physische Erschöpfung einen starken Grundton bei diesen Gastmählern ab, deren Character dadurch leicht eine mit heimlicher Melancholie versetzte Frivolität wird.

Es kann aber nicht in unserm Interesse liegen, bis zu den untersten Stufen des Lorettenthums hinabsteigen zu wollen. Die Lorette kann für uns nur auf den Stufen, wo sie in den Organismus der Gesellschaft eingedrungen ist, als sociales Symptom der Neuzeit in Betracht kommen. In dieser Bedeutung aber überragt die Lorette im heutigen Kaiserreich Alles, was nur irgend dem Reich der Galanterie angehört, und ihr Einfluß, ihre Allmacht sind in Frankreich nur noch in einer fortdauernden Steigerung begriffen. Die Lorette des Empire ist eine Universal-Person geworden, und während es sonst durchaus gegen den guten Ton und gegen alle Sitte war, in anständigen Kreisen von der Lorette zu sprechen und ihre Person und ihren Dunstkreis nur irgend zu berühren, ist sie jetzt zu einer der anziehendsten und merkwürdigsten Gegenstände der Unterhaltung, selbst im Munde der ehrbaren und tugendhaften Frauen, geworden. Da diese einst so streng gehütete Barrière in Paris jetzt völlig übersprungen ist, so wird man dieselbe Freiheit allerdings auch für die Schilderung französischer Kaiser-Zustände, wenn diese vollständig werden soll, in Anspruch nehmen müssen.

Es wird nicht geläugnet werden können, daß zu dieser universalen und allgemein anerkannten Stellung der Lorette die anständigen Frauen in Paris selbst

sehr wesentlich beigetragen haben und unausgesetzt beitragen. Nicht etwa blos dadurch, daß die Frauen der Familie in neuester Zeit um so Vieles langweiliger, reizloser und jedes geistigen Inhalts leerer geworden sind, und in Ermangelung eines eigenthümlichen Lebens nur noch gränzenlose Putzsucht und Luxus zur Herausstaffirung ihrer Person und zum Ruin des Mannes ergriffen haben. Das Hauptterrain haben diese Frauen der Lorette dadurch eröffnet und freigemacht, daß sie ihr bei sich selbst einen gewissen Reiz der Anziehung zugestanden haben und sich mit sichtlicher Vorneigung für Alles interessiren, was nur irgend die Lorette, ihre schlüpferigen und narkotisch schwülen Verhältnisse und ihre geheimnißvoll reizenden Leiden und Freuden betrifft. Bei den Demi-Monde-Stücken der Theater ist es jedenfalls das Damen-Publikum gewesen, welches am zahlreichsten und eifrigsten herzugeströmt ist, und die dramatischen Katastrophen des Courtisanen-Lebens mit seiner innigsten Theilnahme, ja mit reichlich fließenden Thränen begleitet hat. Dem Männer-Publikum konnten diese dramatischen Darstellungen einer Sphäre, die ihnen so wohlbekannt ist, nicht gerade sehr viel Neues und Anziehendes, und eher manche beschämende und betroffen machende Reminiscenz bieten. Und man geht nicht in das Theater, um sich für sein eigenes Entrée

noch sittlich bessern zu lassen, wenn dies wirklich die ernste Absicht dieser Autoreu gewesen sein sollte.

Die Courtisanenstücke sind eigentlich nur auf die tugendhaften Frauen von Paris berechnet, die heut mit lüsternem Auge vor den Barrièren der Prostitution stehn, und in diese ihnen ganz neue Welt mit wunderbaren Empfindungen hineinblicken. Dies ist die Welt, in der sie ihre Männer, ihre Brüder und Söhne mit einer so mächtig umstrickenden Gewalt gefesselt sehn, dies sind die Frauen, die ihnen wohl noch Ekel und Abscheu, aber noch mehr den Wunsch einflößen, alle ihre Geheimnisse recht gründlich kennen zu lernen. Die Neugierde der anständigen Frauen ist stärker geworden als jedes andere Gefühl, und die Mütter zeigen und erklären es ihren Töchtern, wie die Courtisanen leben und glanzvoll eingerichtet sind, welchen Luxus der Toiletten, der Möbel und der Equipagen sie erschwingen, und welche Schicksale, die denn doch am Ende rührend sind für jedes weiche Herz, sie ereilen. Diese Neugierde, die schon ein Krankheitssymptom ist, führt Mutter und Tochter zusammen in die Wohnungen der Courtisanen, deren kostbare Einrichtungen zur Auction gestellt sind, und wo nun Alles, was es dort giebt, die Divans und die Teppiche, die Blumen, die Fächer, die Nipps und das romantisch drappirte Himmelbett der Courtisane,

betrachtet und ohne Schauder, vielleicht auch schon mit dem Schauder des geheimen Reizes, mit den Händen betastet werden.

Das große, eigenthümlich gespannte Interesse, welches die Damen der anständigen Gesellschaft bereits für das ganze Reich der Loretten haben, zeigt sich auch in ihrer vertrauten Bekanntschaft mit den Spitznamen, die gewisse Mode-Celebritäten der Prostitution führen, und die sonst nicht leicht von den schönen Lippen einer sittsamen Frau wiederholt wurden, jetzt aber mit dem Anschein der größten Unbefangenheit in den Kreis der Conversation gezogen sind. Das Herüber und Hinüber der Courtisane und der anständigen Frau hat in Paris bereits auf das Lebhafteste begonnen, ihre Begegnungen sind öffentlich und geheim auf das Unverkennbarste eingeleitet, und der Prachtluxus der weiblichen Toiletten hat sein Siegel auf diesen folgenreichen Bund gedrückt. Wie die homerischen Helden ihre Rüstungen vertauschten, um Angesichts ihrer beiden Heere den Beweis brüderlich gesinnter Feindschaft zu führen, so hat die Courtisane der tugendhaften Frau den Schmuck der Achtung abgenommen und legt ihn als neues Geschmeide um ihren eigenen Hals, während die tugendhafte Frau dafür den Allerweltsreiz der Courtisane

eintauscht und als flammendes Diadem an ihre Stirn steckt.

Weil aber die Lorette im heutigen Kaiserreich Alles ist und Alles Lorette wird, so hat auch die Damen=Toilette der Epoche nothwendig diesen lorettenhaften Charakter annehmen müssen. Diese auf den äußersten Effect gearbeitete und durchaus provocirende Toilette drückt es hinlänglich aus, daß die Frau der Familie mit der Courtisane in Rivalität getreten ist und mit derselben um die Wette diese ganze Maschinerie von Wirkungen an ihrer Person aufzieht. Die Crinoline erscheint in Paris noch immer als die Mensur, auf welche Frau und Lorette mit einander hinausgetreten sind, um sich auf offenem Markt ihre Vortheile abzugewinnen. Dieses Kleidungsstück bildet daher noch immer eine öffentliche Frage in Paris, die auch nicht eher endgültig entschieden werden wird, als bis die zur Lösung stehende Frage zwischen der tugendhaften Frau und der Lorette ihre letzte Entscheidung gefnnden hat.

Ehe man über dieses Princip einig geworden, werden auch die Anstrengungen, das anspruchsvolle Uebermaaß der Frauen=Toilette wieder in ihre sittlichen und finanziellen Grenzen zurückzuführen, nicht leicht einen Boden gewinnen können. Diese Anstrengungen sind neuerdings besonders von einem Theil der fran=

zösischen Geistlichkeit gemacht worden, und namentlich ist es der General-Vicar von Tarbes, M. P. Laurence, der vor Kurzem ein Circularschreiben durch ganz Frankreich an die Frauen gerichtet hat, mit der Aufforderung, unter sich eine Association zu stiften, durch welche sie sich feierlichst verpflichten wollen, dem Luxus überhaupt und dem der Toiletten insbesondere zu entsagen. Die Mitglieder dieses neuen Toiletten-Mäßigkeitsvereins sollen sich unverbrüchlich jeder Mode enthalten, welche die Sittsamkeit verletzen oder mit dem frommen Sinn einer christlichen Frau sich nicht vereinigen könnte, worunter namentlich decolletirte Kleider, Hüte die den Kopf nicht vollständig bedecken, die Volants und die Crinolines verstanden werden.

Die Damen dieses Bundes sollen sich auf 8 bis 10 Kleider höchstens beschränken, sie sollen in einem schwarzen Kleid in der Messe und in der Kirche erscheinen, und auf dem Ball und in der Soirée nur eine einfache Toilette wählen, keine Sammetmäntel und reichen Seidenstoffe, keine kostbaren Spitzen. Auch sollen sie eine Medaille tragen, mit dem Bildniß der heiligen Elisabeth auf der einen Seite, und auf dem Revers die schönen Worte: „simplicité! modestie!" Der gute General-Vicar von Tarbes will zugleich ein Journal herausgegeben sehn unter dem Titel: „Journal des Dames de l'association

de Sainte Elisabeth de Hongrie“, durch welches geistliche Mode-Journal die Einheit der Toilette für die associirten Damen begründet werden soll. Denn in diesem Journal soll, nach dem Prospect, gelehrt werden, wie man sich von den herrschenden Moden weder zu sehr entfernen noch sich ihnen zu sehr hinzugeben habe, und dies scheint so weit gehen zu sollen, daß der Priester den Damen selbst das Maaß zu ihrem Corset nehmen oder bestimmen, die Weite der Crinolines und die Zahl der Volants regeln und die Grade, wie weit die Hüte in den Nacken zurückfallen dürfen, vorschreiben wird.

Wir müssen diese Einmischung des geistlichen Armes in die Damen-Toilette dahingestellt sein lassen. In der französischen Provinz wird dieser Einfluß, wenn er aufkommt, jedenfalls eher zu einiger Geltung gelangen, als in Paris, wo Volant und Crinoline, und aller Luxus der Moden und der Stoffe, über jede sittliche, ja was heut noch mehr sagen will, über jede finanzielle Norm unaufhaltsam hinausdringen. Wenn die ganze Anarchie des französischen Nationalcharakters im heutigen Empire in die Volants und Crinolines der Damen gefahren zu sein scheint, so wird dagegen nicht aus irgend einem Princip eingeschritten werden können, sondern wie im französischen Staatsleben sich immer Monarchie und

Republik, Constitutionalismus und Kaiserthum gegenseitig niedergeschlagen, in der Todesarmung sich wieder begattet und von neuem hervorgebracht haben, so werden auch Crinoline und Volant nur durch andere noch schlimmere Formen und Falten gestürzt und berichtigt werden können.

Das Schicksal der Crinoline schien bereits den ganzen Sommer 1857 hindurch nur noch an dem schwankenden Faden zu hängen, welchen die Kaiserin Eugenie von dem Thron des Empire herab in ihren Händen hielt. Die Kaiserin sollte dieser zunächst von ihrer Person ausgegangenen Mode, wie man sagte, eine bestimmte Frist gesteckt haben. Schon verbreitete sich der Allarmruf, daß die Kaiserin das vielbedeutsame Kleidungsstück gänzlich aus ihrem Dienst entlassen habe, und die ehrbaren Damen begannen ihn bereits abzuschaffen, die Courtisanen selbst nahmen auf bedeutende Ermäßigungen des Umfangs Bedacht. Es kam aber bald darauf eine andere Parole, und die Crinoline-Angelegenheit gerieth in eine schwebende Lage, in welcher wenigstens der status quo, wenn auch in gewissen Schranken, aufrecht erhalten wurde.

Die Crinoline, oder die Frau im Ballon, ist einstweilen noch als das Symbol der heutigen Gesellschaft stehen geblieben. Dies Kleidungsstück entspricht

auch ganz und gar einer materiellen Zeit, in der Alles nur noch stoffartig und geschäftsmäßig wirkt, oder nur als eine auf bestimmte Zwecke berechnete Unternehmung ins Gewicht fällt, denn die Crinoline scheint entweder nur eine Verkaufsbude zu sein, in welcher die darin sitzende Frau den Trafic ihrer Reize besorgt, oder es gleicht dieser gewaltig aufgespannte Rock einer Kriegs- und Eroberungs-Maschine, die sich nach allen Seiten hin mit ihren Wirkungen richten will, und der die vier oder fünf Volants, mit denen ein modisches Kleid obenauf versehen ist, als ebenso viele gefährliche Wurfgeschosse beigegeben zu sein scheinen.

Diese Art der Ankleidung ist eigentlich nur eine maskirte Entkleidung, denn die Crinoline ist nur eine Reclame für den darunter steckenden Körper der Frau geworden, der zwar durch die Crinoline bedeckt und auch in jedem Umriß seiner Formen verhüllt scheint, aber nur, um es sogleich zu einer brennenden Frage zu machen, ob etwas und wie viel dahinter steckt. Die langen, schlank heruntergehenden Röcke gemahnten einst an die Ideale der Weiblichkeit, die sich freilich, wie so viele andere Ideale, in der heutigen Periode des Materialismus und Realismus nicht mehr haben halten wollen. Die Crinoline-Gestalten, die so sehr charakteristisch für die ganze Zeit an ihre

Stelle getreten, verkündigen es dagegen laut und schreiend genug, daß die Concentrationsstätte aller heutigen Interessen der Menschheit im Magen und Unterleibe liegt, denen darum auch eine so prunkvolle und kostspielige Ueberdachung gebaut wird.

Die Crinoline bezeichnet zugleich die Epoche der Maschinen, denn während die Französin sonst nur mit ihrem angebornen Talent der Koketterie zu arbeiten hatte, um mit allen Künsten der Grazie und des Gefallens jeden Sieg ihrer Person zu sichern, hat sie jetzt einen wesentlichen Theil dieser freien Kunst an eine Maschine abgetreten, welche sie für sich arbeiten läßt, und die mit ihren Reifen von Eisen und Stahl, und mit ihren dadurch hervorgebrachten Versenkungen, Untiefen und Schlitzen alle Effecte, die heut noch ziehen können, bestreiten muß. Die Französin besaß sonst von jeher die Productivität der Wirkungen, durch die sie aus ihrem Körper Alles zu machen wußte, was ihr nur irgend paßte, und wenn sie nur noch einen halben Kopf und einen halben Cul hatte, so verstand sie noch immer ein Ganzes daraus zu bereiten. Noch jetzt genügt es, eine Französin zu sein, um, selbst beim Mangel einer wirklichen Schönheit, Eindruck und Effect jeder Art hervorzubringen, aber im Ganzen hat die Französin durch die neueste Richtung ihrer Toilette sehr viel von den alten weltbe-

rühmten Vorzügen ihrer Persönlichkeit eingebüßt. Jene Maschinen-Arbeit und der Stoffluxus, die neuerdings in ihrer Koketterie überwiegend hervorgetreten, haben ihr schon viel von ihrer früheren Leichtigkeit und Anmuth geraubt. Es ist begreiflich, daß so schwer belastete, eines so starken Apparats bedürfende Damen an der leichten Beweglichkeit leiden und mit der Zeit einen andern Gang und andere Manieren annehmen müssen. Dadurch entsteht aber eine specifisch veränderte Frauen-Persönlichkeit, die auch den Zustand der ganzen Gesellschaft bedingt.

Es mußte sich nothwendig auch im Geist und Esprit der Gesellschaft geltend machen, daß das Interesse der Frauen sich heute vorzugsweise in ihre schweren und prunkvollen Stoffe verlegt hat. Diese Glanzgestalten von lauter Damast, Sammet, Seide, Mohr, Caschemir, Gros de Naples, Mousseline, Barège und Jaconnet haben in der Regel nur noch gerade so viel Werth, als die bezahlte Rechnung für Alles das beträgt, was sie auf ihrem Leibe haben. Die Möglichkeit war freilich nicht ganz abgeschnitten, daß man, auch wenn der Körper ganz zu industriellem Stoff gemacht worden, nicht noch fortfahren könnte, geistreich und liebenswürdig zu sein, aber die Vereinigung von Geist und Industrie, die an sich schon bedeutende Schwierigkeiten hat, scheint auf dem Bo-

den der heutigen kaiserlichen Gesellschaft am allerwenigsten den Frauen zu glücken. Das häusliche und gesellschaftliche Leben der Franzosen scheint noch nie so wenig inneren Zusammenhang und so wenig organische Stätigkeit gehabt zu haben, als unter dem neuen Kaiserreich, zu dessen Programm es nicht gehört, die Nation innerlich zu sammeln und in ihrer socialen und geistigen Gemeinschaft zu pflegen. Vielmehr liegt es in der ganzen Richtung dieses Programms, die Nation in ihrer inneren Gemeinschaft zu sprengen und auseinanderzutreiben, sie durch Aeußerlichkeiten und Glanzeffecte zu zerstreuen und an ein bloßes Schaugepränge, das mit den kaiserlichen Institutionen und dem allgemeinen Stimmrecht anfängt und mit der Crinoline der Loretten und tugendhaften Frauen endigt, zu gewöhnen.

Bei der umherschweifenden, beständig bivouakirenden und auf die Straße hinaus lebenden Natur des Franzosen konnten Gemüthsverkehr und Familienleben nie eine eigenthümlich hervortretende Bedeutung bei ihm gewinnen. Aber die Familie war doch der sociale Kern und Sammelpunkt aller Verhältnisse geblieben, und bot noch unter dem Bourgois-Königthum Louis Philipps eine große Unversehrtheit und Innerlichkeit dar, die den französischen Volksgeist auch nach einer Seite hin, die an ihm sehr lie-

benswürdig und ausgiebig hervortreten kann, nämlich nach der Seite des Sentiment und der patriarchalischen Sitte, sich entwickeln und conserviren ließ. Im heutigen Kaiserreich hat die Familie einen wesentlichen Stoß erlitten. Ihr innerster Verband scheint auseinandergeklafft zu sein, und sie ist jedenfalls in ihrer Bedeutung so zurückgetreten, daß sie weder als sittliches noch als sociales Institut mehr in Betracht kommt, und sie kaum noch zu bestehen scheint, indem über sie hinaus die ganze Fluth der heutigen gesellschaftlichen Intrigue und Leidenschaft, die ganze Freiheit der Corruption, auf welcher Seite allein noch Freiheit ist, sich ergossen hat.

Die innerlich organisirte und zusammengehaltene Gesellschaft, die ihren Ausdruck in der sittlichen und geistigen Gemeinschaft, in der Familie und im Salon findet, ist freilich für die oben stehende absolute Gewalt etwas Gefährliches, die es für ihre Zwecke vorziehen muß, die Gesellschaft auch von Oben und von Außen durch den starken Griff zusammenzuhalten, statt ihr nach Innen und nach Unten ihre selbstständige Bewegung zu lassen. Die Nährung des Luxus, der Zerstreuungssucht, der Gemüthlosigkeit ist daher eine Aufgabe geworden, die mit der neuen Herrschaft auf das Genaueste zusammenhängt, oder jedenfalls dem Charakter einer Zeit entspricht, in welcher überall

der Schein an die Stelle des Seins tritt, und in der die Gewalt nur als äußerlicher, wenn auch goldverzierter Reifen um die in sich selbst auseinander berstende Gesellschaft geschlagen wird.

Die Frau ist in einer solchen Epoche bloßer Stoff geworden, der für die Zwecke der Corruption verbraucht wird, wie und wo es gerade gefällt. Darum sind auch die Zügel des Salons der Frau aus den Händen gefallen. Wohin die alte Gesellschaft seit der Thronbesteigung Napoleons III. sich so rasch verflüchtigt hat, ist fast ein wundersames Problem zu nennen. Aber die Thatsache einer vollständigen Zersprengung dieser einst so glänzenden und geistreichen Gesellschaftskreise steht darum nicht minder fest. Es ist möglich, daß sie unter veränderten Verhältnissen einmal wieder zum Vorschein kommen und ihren alten Platz einnehmen, aber einstweilen sind sie an den Stellen, wo sonst so viel Genuß und bedeutende Anregung von ihnen ausging, nicht mehr vorhanden. Es ist eine neue napoleonische Gesellschaft, welche das Gouvernement sich zu bilden bemüht, und die mit der Befestigung des Kaiserthums selbst auf einer immer breiteren Basis fortzuschreiten scheint. Zu einer neuen Gesellschaft gehören freilich neue Menschen, und das Kaiserthum hofft, sich dieselben aus seinen neuen Herrschafts-Materialien zurechtschneiden

zu können oder bereits zurechtgeschnitten zu haben. Aber diese neuen Menschen, die der Intrigue, dem Luxus, dem Schwindel, und der Genußsucht des Augenblicks ihre Entstehung und ihren Charakter verdanken, sind nicht etwa die Verjüngung der alten Gesellschaft, die mit der Republik von 1848 zerstob, sondern sie stellen nur die Carikatur und die Fäulniß des socialen Körpers überhaupt dar.

Die hohe Bedeutung der alten Pariser Salons wird aber durch diese neue Gesellschaft des Kaiserreichs nie erreicht und ersetzt werden können. Ein napoleonischer Salon liegt überhaupt nicht in der Eigenthümlichkeit dieses Regime's, und kann sich aus den Elementen, aus denen das Empire äußerlich und innerlich besteht, nicht bilden. Diese Elemente haben den Egoismus und Materialismus in der weitesten und raffinirtesten Ausdehnung zu ihrer Grundlage, und demgemäß scheint auch die neue Gesellschaft, die von vorn herein auf jeden höheren Salon-Charakter verzichtet hat, nur in der äußerlichsten und anspruchsvollsten Prunksucht, in der bloßen Schwelgerei und in der inhaltslosesten Eitelkeit, ihre Unterhaltung und ihren Zusammenhalt zu finden. Was soll man auch noch Anderes von einer Gesellschaft erwarten, deren Zwecke nur in der Geldmacherei um jeden Preis bestehn, und die je weniger sie Ideen erzeugt und ver-

breitet, sich um so glücklicher situirt und um so sicherer verbunden fühlt mit der Gewalt, durch welche sie von oben herab gegängelt wird?

Nachdem den Frauen die Herrschaft des Salon entrissen, ist ihnen nur noch die Putzsucht und die Rivalität mit der Lorette übrig geblieben. Der beispiellos sich aufbäumende und immer glänzendere Räder schlagende Toiletten-Luxus in der Damenwelt ist in Paris mit dem Eintreten der Courtisane in die Gesellschaft zusammengetroffen. In frühern Zeiten suchte die Gesetzgebung dem übermäßigen Kleider-Luxus zu steuern, und wirkte besonders in der Absicht, den Unterschied zwischen ehrbaren und unanständigen Frauen auch äußerlich aufrecht zu erhalten, durch ihre Verbote ein. Diese Gesetzgebung verordnete bald, daß die unehrbaren und unehrlichen Weiber keine Seide, Gold, Silber und andere mit Schmuck und Pracht ausgestattete Kleider tragen durften, bald verbot sie wieder in entgegengesetzter Richtung den unbescholtenen Frauen, goldenen Schmuck und mit Gold durchwirkte Kleider zu tragen, außer wenn sie das Gewerbe einer feilen Dirne treiben wollten. König Heinrich IV. von Frankreich verbot in einem Gesetz (vom Jahre 1604), Gold und Silber auf Kleidern zu tragen, und fügte diesem Verbot mit einer gewissen Naivetät hinzu: „Inzwischen nehmen wir hier-

von Freudenmädchen und Spitzbuben aus, die uns nicht so sehr interessiren, um ihnen die Ehre zu gönnen, uns um ihre Aufführung zu bekümmern."*)

Die Gesetzgebung kann natürlich in Dingen, die heutzutage der unmittelbarste Ausdruck der persönlichen Freiheit geworden sind, und wie Essen und Trinken der Selbstbestimmung jedes Einzelnen angehören müssen, keinen Spielraum mehr finden. Eine Zeit, die ihre eigentliche Aufgabe in der Entwickelung der Industrie sucht, kann aber am allerwenigsten den Luxus der Bekleidung nach irgend einer Seite hin beschränken wollen. Das Individuum hat vielmehr nur noch so viel Interesse für sie, als dasselbe dazu dient, Stoffe zu verbrauchen und dadurch den Umsatz der Capitalien zu fördern. Die Frauen haben ihren schönen Leib dazu hergegeben, um der lockende Bazar für Industrie und Verkehr zu sein und die wichtigste

---

*) In der deutschen Reichspolizeiordnung von 1530 hieß es dagegen, daß „nachdem viel Aergerniß im heiligen Reich entstanden, daß die gemeinen und andern unehrlichen Weiber Seide, Gold, Silber und andere zierliche Kleider tragen, davon manch fromme Weib und Tochter verleitet wird, auch dadurch unter Erbarn und Unerbarn kein Unterschied zu erkennen, Gebieten wir ernstlich und wollen, daß die unehrliche Weiber kein hochzierliche Kleider oder Geschmuck, auch nichts verbrembtes oder gülden Schleyer, sondern eine jede derselben sich nach des Landes Gebrauch tragen soll: darauf die Oberkeit sondere Acht zu haben und dies nicht gedulden soll."

Lagerstätte der Consumtion zu bilden. Ob das Rechnen-Exempel, welches dabei zum Grunde liegt, in nationalökonomischer Hinsicht ein vollständig richtiges sei, unterliegt gewiß manchem Zweifel. Denn die Production, welche bloß auf die Consumtion des Luxus und auf den Stoffverbrauch berechnet ist, kann nicht auf lange hin das Gleichgewicht des gesellschaftlichen Organismus aufrecht erhalten helfen. Es können dann Zeiten eintreten, wo das Gesellschaftsschiff plötzlich umschlägt, und man nun plötzlich über die Schuld der Krisis mit Allen zu rechnen und zu rechten anfängt.

So kam es bereits in Amerika bei der großen Geldkrisis von 1857 zu einem förmlichen Kampf für und wider die Frauen, indem die eingetretene Geldzerrüttung vieler Handelshäuser dem Luxus und der Verschwendung, welche die Amerikanerinnen nicht minder jetzt als die Pariserinnen treiben, beigemessen wurde. Aber wenn dabei auch nur die Gelegenheit ergriffen worden, eine Erbitterung auszudrücken, welche aus den zaghaften und verstohlenen Klagen der Ehemänner bis dahin nur noch höchst vorsichtig hervorbrach, so konnte doch das sociale Uebel des Kleider-Luxus nicht greller beleuchtet werden, als indem es mit jener beispiellosen Geldcalamität, die sich von New-York aus über einen großen Theil von Europa verbreitete, in Verbindung gesetzt wurde. Die amerika-

nische Presse ging jetzt mit der größten Rücksichtslosigkeit, und hin und wieder auch mit dem tollsten Witz und Humor gegen den schmählichen Luxus vor, in welchen die Frauen Amerika's versunken sind, und enthüllte dabei den ganzen ungeheuerlichen Toiletten-Schwindel der neuen Welt, der, obwohl von Paris ausgegangen und durch die Verführung der französischen Galanterie-Waaren entzündet, doch in Amerika die colossalen Dimensionen dieses Landes auf eine unerhörte Weise angenommen hatte. Der New-York-Herald gab zwar zu, daß die Crinoline der Frau A. keinen Theil an der Entwerthung der Erie-Bahn habe, und daß auch die reichen Volants der Frau B. mit dem Fallissement der Banken unmittelbar nichts zu schaffen hatten, aber darum sei es doch eine traurige Wahrheit, daß die Frauen Amerika's einen ganz verabscheuungswürdigen und schimpflichen Luxus treiben, und in einem Jahre für 43 Millionen 624,558 Dollars Luxus-Waaren consumirt hätten, somit ebenso viel, als der gesammte Minus-Ertrag Californiens in demselben Jahre ausgemacht habe. Eingesmuggelt wurde jährlich, gering gerechnet, für eine Million Dollars, und daß eine Dame mit 20 vollgepackten Koffern aus Paris zurückkäme, ereigne sich häufig genug. Das Maaßhalten sei nicht Regel, sondern Ausnahme, und ein Amerikaner, welcher nach dem Con-

tinent komme, sei jedesmal erstaunt über die einfachen Toiletten der Adelsfrauen in London, Paris und Deutschland. In Broad-Street (der größten Verkehrsstraße von New-York) sehe man die Damen nach dem Muster von Loretten, nicht nach der Weise anständiger Frauen des Continents gekleidet umherspazieren, und als Loretten würden sie auch ohne Zweifel angesehn werden, wollten sie sich in ihren gewöhnlichen Trachten auf den Straßen von Paris und London zeigen.

Denen entgegen, welche Amerika noch immer für das Land der Zukunft halten, haben diese Thatsachen ein ziemlich schlagendes Gewicht. Ein Land, in dem nur die Pestbeulen der alten Welt in noch schlimmeren Geschwüren aufbrechen, kann unmöglich dazu bestimmt sein, die Zukunft der Menschheit in seinem Schooße zu tragen, es müßte denn sein, daß der Schlamm der alten Verhältnisse immer nur der Dünger für die neuen und besseren sein könnte. Der Luxus, die Arbeiter-Nöthe, das Lorettenthum der Frauen, mit allen daran hängenden socialen Uebeln und Krankheiten, sind aber so tief in die heutige amerikanische Gesellschaft eingedrungen, daß die ursprüngliche Volkskraft, aus der etwas Neues geschaffen werden soll, dadurch leicht für immer zerfressen werden könnte.

Wenn aber die Luxus-Ausgaben, welche durch die

heutige gesellschaftliche Corruption der Frau entstehen, leicht das Haus zerrütten und das Vermögen wie die Ehre des Mannes untergraben können, so läuft das weibliche Geschlecht in dieser Krisis, in der es sich jetzt ohne Zweifel befindet, eine noch weit größere Gefahr. Es handelt sich um die Achtung, in welcher die Frau bisher vorzugsweise bei allen neueren Völkern gestanden, und die zugleich ein eigenthümlicher Blüthenpunct in der modernen Civilisation war. Wenn diese Achtung einer Wegwerfung und Erbitterung Platz machen könnte, so würde dies jedenfalls eines der schlimmsten Krankheitssymptome der heutigen Gesellschaft sein. Bedenkliche Anzeichen dieser Art liegen allerdings schon vor. Die öffentlichen Debatten, die in den amerikanischen Blättern bei jeder Gelegenheit über die Frauen gepflogen wurden, ließen bereits jede Rücksicht auf das weibliche Geschlecht auf die schonungsloseste und derbeste Weise zurücktreten. In Frankreich wird zwar die Galanterie gegen die Damen nicht so leicht verletzt werden, da dieselbe bei den Franzosen auf jeder Stufe ihre Berechtigung behauptet, und die Auflösung der Frau im Lorettenthum nicht gerade viele principielle Gegner in Frankreich findet, wenigstens nicht in den Kreisen, in denen es sich um die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts handelt.

Das Lorettenthum ist die Frau auf Actien, und es schreitet auch eben um deswillen so allgemein und anerkannt in Frankreich vor, weil der Toiletten-Luxus der Frau nicht mehr auf Kosten des einzelnen Mannes unterhalten werden kann. Dagegen ist die Abneigung merkwürdig, mit welcher neuerdings die Richter bei allen Prozessen, in denen Frauen als Angeklagte vor den Schranken erscheinen, gegen dieselben zu verfahren pflegen. Vor den Tribunalen Frankreichs wird jetzt, wie fast täglich die auffallendsten Beispiele beweisen, eine Anklage um so eher zu einem Schuldig und zu einer strengen Strafe führen, wenn eine Frau davon betroffen werden soll, denn die Richter scheinen jetzt instinctmäßig in der sittlichen und socialen Verwilderung der Frau das geeignetste Organ aller Verbrechen zu sehn. Der übertriebene Luxus, welchen die Frauen an ihrem Leibe entfalten, hat sie nicht nur in geschlechtlicher Hinsicht verdächtig gemacht, und man fängt in Frankreich an, der criminalistischen Organisation des weiblichen Geschlechts seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

II.

Der Kaiser und die neue Gesellschaft.

Seitdem die Salon-Herrschaft der Frauen unter dem heutigen Kaiserreich zusammengefallen, ist eine andere Form der Geselligkeit, nämlich der Club, wieder mit ungemein starker Anziehung für die Männer aufgekommen. Die Crinoline und der Club, die beide ursprünglich englische Erfindungen sind, haben eine eigenthümliche Position in der französischen Gesellschaft gewonnen. Wenn die Crinoline der Vorposten der Prostitution geworden ist, so ist der Club das Bivouak der Männer, die sich aus dem Hause und aus der Familie gerettet haben, und die sich dort bei einer Cigarre mit ihren Gleichgesinnten über den besten Plan verständigen, der Familie ein Paroli zu biegen und den glänzendsten Streifzug ins Courtisanenreich vom Club aus zu verabreden.

Es giebt in Paris jetzt ebenso gut einen Jockey-

Club wie in London, und wie ein Franzose früher Werth darauf legte, in die Deputirten-Kammer gewählt zu werden, so findet er es jetzt schmeichelhaft, mit vielen Stimmen sich zum Mitglied des Jockey-Clubs erwählt zu sehen. Der Jockey-Club und der legislative Körper wetteifern miteinander darin das Bedürfniß der Wahl-Ehren, an welche sich die Franzosen in der constitutionellen Epoche bedeutend gewöhnt, auch im Kaiserreich in ihnen aufrecht zu erhalten. Die aus England herübergekommenen Clubs gaben im Jahre 1789 ein wesentliches Untergestell der Revolution ab, was heutzutage, wo im zweiten Empire das Clubwesen wieder so lebhaft aufzukommen scheint, schwerlich zu befürchten ist. Die Leute, welche sich heute zu einem Club vergesellschaften, sind mit den bestehenden Zuständen des Kaiserthums sehr zufrieden, denn ihre nichtsnutzige, nur der Debauche und der Ausbeutung des Augenblicks gewidmeet, Lebensweise würde unter keinem andern Regime, das die wahre Thatkraft des Mannes und seine Ehre stärker herausfordert, sich so üppig und sicher entfalten können. Der Club hat im heutigen Paris nicht nur die Ehen und Haushaltungen zerstören helfen, indem er einen festen Mittelpunct der Debauche abgiebt, von dem aus fortwährend gegen die Ordnung in Haus und Familie zurückgewirkt und

operirt wird, sondern er setzt auch die Freiheit des egoistischen Lebensgenusses an die Stelle jeder anderen Freiheit, und macht das souper de garçons, bei dem nur von Pferde-Rennen und galanten Frauenzimmern die Rede ist, zum höchsten Staats- und Gesellschafts-Ideal, zu dessen Verwirklichung man eben nichts weiter zu thun und zu verstehen braucht, als infam zu leben.

Der Club hat zugleich zur Entwöhnung von dem Umgang mit feinen und anständigen Frauen beigetragen, oder er hat entschädigen helfen, wo die Damen des Hauses, in Toiletten-Luxus und Geistes-Leerheit versunken, keinen Anhalt mehr zu einem innigen und dauerhaft fesselnden Verkehr darzubieten wissen. Neben dem Club giebt es jetzt auch noch andere gesellschaftliche Vereinigungspuncte, die den Lebemännern von Paris eine weit größere Anziehung gewähren, als die salonmäßige Geselligkeit der früheren Zeit es noch vermag. Dahin gehören zum Beispiel die Soiréen bei dem berühmten Tanzkünstler Cellarius, die ein höheres Mabille und Valentino sind und zu denen es einer Art von persönlicher Einführung bedarf, obwohl die Einladungskarten nur mit einem höheren Betrag bezahlt werden, als es in den genannten Localen der Fall ist. Dafür findet man aber hier einen exclusiven Kreis der männlichen

jeunesse dorée, und der weiblichen Celebritäten der Theater, nebst der feineren Blüthe der demi-monde, welche diese Soiréen seit einiger Zeit zu ihrem Lieblings-Rendezvous ausersehen haben. Auf derselben Stufe stehen die Soiréen bei Laborde, in denen die Aufführung spanischer Tänze an der Tagesordnung ist und wo man den Fandango in seinen gefährlichsten Sprüngen und Wendungen von einer jungen pikanten Schauspielerin oder einer glänzenden Courtisane tanzen sehen kann. Diese eigenthümlichen Zirkel bewahren sich ihren durchaus aristokratischen Anstrich, wenn auch die Adelstitel, welche die anwesenden jungen Herren tragen, oft nicht ächter sind als die rothen Wangen und weißen Schultern der Damen des Theaters und der Demi-Monde, und als die schönen romantischen Namen, mit welchen diese Damen die niedrigen Verhältnisse ihrer Geburt zugedeckt haben. Die aristokratisch parfümirte Sphäre hindert aber hier keineswegs, daß die Bestialität sich in ihrer ganzen Ueberschwänglichkeit offenbare, und es ist gerade in der letzten Zeit vorgekommen, daß bei Cellarius Mord und Todschlag entsteht, während man eben noch die üppigste Lust in vollen Zügen ausathmet. Neulich wurde ein neapolitanischer Edelmann, der Duc de Cataneo, von einem französischen Garde-Offizier im Duell erstochen, welches seinen Ursprung

aus einem Wortwechsel herleitete, der bei Cellarius über die Anrechte, ausschließlich über den Tanz und die Gesellschaft einer Schauspielerin zu verfügen, entstanden war. Wenn dies auch zunächst unter den Gesichtspunkt eines Ehrenhandels fällt, der in der gesellschaftlichen Welt immer seine Berechtigungen behaupten wird, so deutet sich doch auch darin bereits wieder der Geist der Anarchie an, welcher die aristokratische Gesellschaft von Frankreich in den letzten Regierungsjahren Louis Philipps trieb, und dem Ausbruch der Februar-Revolution von 1848 mit eigenthümlichen criminalistischen Anzeichen gerade in diesen exclusiven Lebenskreisen vorherging. Die Schauder- und Mord-Scenen, welche damals in der französischen Aristokratie spielten und deren Gipfelpunkt die Ermordung der Herzogin von Praslin durch ihren zu den Blumen des französischen Adels gerechneten Gatten war, zeigten damals schon auf eine sittliche Auflösung dieser Aristokratie hin. Die Lebemänner des neuen Kaiserreichs sind aus diesem Sumpf der französischen Aristokratie als die richtigen Larven ausgekrochen, und werden gewiß noch alles Mögliche thun, um der Epoche, in der sie jetzt gedeihen, Ehre zu machen. —

Einige Salons, welche noch in den Faubourgs St. Germain und St. Honoré in der alten Weise

existiren, und noch Lebenskraft genug in sich haben könnten, um im höheren Stil tonangebend für Geist und Form der Gesellschaft zu werden, scheinen sich theils durch den Alles tyrannisirenden Luxus, theils durch die nivellirenden industriellen Elemente, die unter dem Kaiserthum in die Gesellschaft eingedrungen sind, in ihrem Weiterbestehen sehr behindert zu fühlen. Es ist Thatsache, daß diese Salons fast mit jeder neuen Saison später eröffnet werden, indem die betreffenden Familien entweder so lange als möglich zögern vom Lande nach Paris zurückzukehren, oder die Antritts-Visiten der Saison und damit ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen mehr und mehr bis in die Mitte des Winters hinein verschieben. Dadurch verkürzt sich die Gesellschaftszeit auf ein Minimum, und es steht zu erwarten, daß diese alten Salons, die den klassischen Ton der französischen Gesellschaft noch so lange festzuhalten wußten, bald gänzlich ihre Thüren schließen werden. Ein Hauptgrund davon dürfte allerdings in den übermäßig gewordenen Anforderungen liegen, welche der Luxus auch an die Gesellschaft zu machen angefangen. Der Salon stirbt am Luxus, denn Das, was der Salon früher in Frankreich war und bedeutete, diese feinste Blüthe des französischen Nationalcharakters, kann sich mit dem materiellen Prunk, den die heutige Gesellschaftlichkeit

erfordert, nicht vereinigen. Die elastischen Springfedern einer Conversation, welche auf die öffentlichen Ereignisse zurückwirkte und für alle Interessen eine Art von Areopag wurde, müssen erlahmt und gebrochen herunterhängen, wo auf der einen Seite ein polizeilicher Zwang hinsichtlich der Gegenstände selbst eingetreten ist, auf der andern Seite aber die Damen-Toiletten, die Pracht-Möbel, die Zimmer-Verzierungen und der Bewirthungs-Luxus die Scene gänzlich umgewandelt und für Alles, was noch an Ideen streift, keinen Raum und keine Stimmung mehr übrig gelassen haben.

Das Empire français ist mit der Austreibung der Ideen aus dem Salon, aus der Literatur und aus dem Leben vorangegangen, und hat darin den Ton der neuen Zeit mit einem merkwürdigen Aplomb angeschlagen. Das Empire, das nur die „napoleonische Idee" kennt, kann die Ideen nicht brauchen, und läßt darum auch die Conversation der Salons, den Areopag des Geistes und der Gedanken, mit Vergnügen hinsiechen. Das Empire français steht einmal in einem umgekehrten Verhältniß zu dem Esprit français, und den französischen Geist wieder verbessern, heißt das Kaiserthum selbst verbessern, weshalb es als eine wahre Tollkühnheit erscheinen muß, daß man in Paris neulich, um einem tiefgefühlten Bedürfniß

abzuhelfen, auf den Gedanken gekommen ist, eine Gesellschaft pour l'amélioration de l'esprit français zu begründen.

Auf diesen in der That halsbrechenden Gedanken war Herr von Villemessant, der Redakteur des Pariser Figaro, des bekannten, seit einiger Zeit bedeutend ertragreichen Feuilletonblattes, gekommen. Die Sache sollte durch den zeitgemäßesten Hebel des Menschengeistes, nämlich durch Diners, bewerkstelligt werden, auf denen sich allmählig eine Gesellschaft bilden sollte, welche sowohl durch ihr geisterweckendes Zusammensein als durch ihre ausdrücklich auf Geistmachen gerichteten Bestrebungen ihre Aufgabe zu erfüllen haben würde. Das Unternehmen glich fast allzusehr einer Schnurre des Figaro, hatte doch aber auch seinen sehr ernsten Hintergrund, denn es war gerade ein Moment, in dem alle Welt sich gestand, daß der französische Geist flügel- und lendenlahm dem Tag seiner letzten Auflösung entgegengehe, und daß der Genius Frankreichs, sich selbst auswendig wissend, und zu neuen Komödien und Thaten sich behindert fühlend, im Begriff sei, vor innerster Müdigkeit und Langerweile an einem Gähnkrampf zu sterben.

Herr von Villemessant, ein durchaus liebenswürdiger und geistreicher Mann, der sich stark genug fühlte, um den französischen Geist noch retten zu

können, war für seine Idee so begeistert, daß er das Gründungs-Diner, welches bei Vefour zu 50 Francs per Couvert angesetzt war, aus seiner eigenen Tasche zu bestreiten beschloß und zu demselben auf seine Kosten seine literarischen Collegen und mehrere für die Verbesserung des Geistes und Witzes gern in die Schranken tretende Personen einlud. Ein Börsen-Agent, der ein gutes Herz hatte und darum ebenfalls dem Geist auf die Strümpfe helfen zu müssen glaubte, machte der neuen Gesellschaft einen Tafel-Aufsatz im Werthe von 10,000 Francs zum Geschenk, der bei dem Eröffnungs-Diner auf dem Tische prangte. Aber man behauptet, daß die Gesellschaft es sich zwar sehr gut, vielleicht zu gut, habe schmecken lassen, daß man jedoch der eigentlichen Aufgabe auf diesem ersten Diner noch nicht näher getreten sei, indem man es zuerst von einem Gericht auf das andere vertagte, den Geist zu verbessern, bis man sich plötzlich beim Dessert angelangt sah und nun schon in einige Verlegenheit gerieth, wie das Ding anzufangen sei. Selbst im Wirbel der Champagner-Wellen waren kaum so viele und so gute Bonmots abgefallen, daß Herr von Villemessant darauf rechnen konnte, ein Feuilleton für den Figaro daraus zusammenzubringen und somit einen Theil seiner aufgewandten Kosten wiederzugewinnen. Doch wurde zum Schluß das Programm

angenommen, sich monatlich einige Male bei Vefour zu einem ausgemachten Diner d'Esprit zusammenzufinden, und zwar an zwei Tafeln, die zur Gliederung der Vorzüge, und zur Anfeuerung der Leistungen in Geist und Witz, nebeneinander gestellt werden sollten. Die eine Tafel sollte die Tafelrunde der großen Geister darstellen, an welcher Diejenigen ihren Platz hatten, die schon etwas Glänzendes zum Besten gegeben und den Geist kreisend und in blitzenden Schwingungen aus den Pasteten Vefours hervorsteigen zu lassen gewußt. Die zweite Tafel sollte der Trompetertisch der verunglückten Geister werden, zu dem die Ixions des Esprit français, die vergeblich den Geist zu umarmen gesucht und mit einem schlechten Bonmot durchgefallen waren, oder auch die gänzlich Schweigsamen und Witzfaulen, zu verdammen waren.

Das zweite Diner zur Verbesserung des französischen Geistes fand noch Statt, und war von achtzig theilnehmenden Personen besucht, die aber einen bedeutenden Schreck davontrugen. Denn Herr von Villemessant hatte von vornherein den Fehler begangen, zu seinem Unternehmen fast nur die älteren französischen Literaten einzuladen, und die heutige junge Literatenwelt davon auszuschließen. Man fand die Anmaßung, sich als eine Eßgesellschaft zur Ver-

besserung des französischen Geistes zu constituiren, so impertinent, daß man dieser Gesellschaft im Hofe des Palais Royal ein Charivari zu bringen beschloß, wozu sich alle Gelbschnäbel der neuen kaiserlichen Feuilletonpresse, aus der nächstens eine napoleonische Literatur=Aera herausdestillirt werden soll, mit verschiedenen Lärm=Instrumenten einfanden. Es versteht sich, daß beim ersten Losbrechen des Schimpf=Concerts vor den Fenstern die ganze Gesellschaft des Diner d'Esprit aufgescheucht wurde, und der Schrecken soll bei Einigen, die gerade die Wehen eines neuen Geistes schon recht deutlich in sich verspürten, so groß gewesen sein, daß sie befürchten mußten, nun mit einer Mißgeburt von Esprit in die Wochen zu kommen. Unter diesen Umständen war es gewiß wohlgethan, den Fortgang der Diners d'Esprit einstweilen zu vertagen, und die Besserungs=Anstalten für den Geist, welche das heutige Regime lieber in dem Lande, wo der Pfeffer wächst, als in den Salons, anlegen läßt, auf sich beruhen zu lassen.

Der gänzliche Verfall der Pariser Salons ist aber eine Thatsache, die sich Niemand mehr verhehlt, und die einige an den französischen Geist glaubende Seelen wahrscheinlich noch zu manchen andern Experimenten verführen wird. Man ist aber dabei auch auf den Gedanken gekommen, daß das Salonleben

in Paris vielleicht am besten durch die Polinnen wiederhergestellt werden könne. Einige polnische Damen von Schönheit und Geist, die seit einiger Zeit ihre Heimath an der Seine aufgeschlagen haben, werden seit Kurzem selbst in den öffentlichen Blättern in dieser Beziehung genannt und man legt ihnen die wunderthätige Kraft bei, den französischen Zirkel von Neuem organisiren zu können. Der feurigen Grazie und Liebenswürdigkeit der Polinnen, ihrem sprühenden und elektrischen Geist, der flatternd und anregend zugleich herrscht und gebietet, kann gewiß Mancherlei gelingen, aber der französische Salon würde sich doch unter diesen schönen Händen wesentlich verändern. Selbst Frau von Wonsowicz, von der neulich im Figaro gesagt worden, daß sie den seit dem Tode der Madame Récamier vacant gewordenen Lehrstuhl der französischen Gesellschaft eingenommen und wieder zur Geltung bringe, möchte doch gerade durch diesen Vergleich, der mit ihr angestellt worden, unbeschadet aller ihrer ausgezeichneten Talente und Verdienste, einige Zweifel an dieser ihr zuertheilten Rolle erweckt sehen. Der Salon der Madame Récamier war die feinste Blüthe jenes französischen Gesellschaftsgeistes, der in der Salonform oft den tiefsten Inhalt des Nationallebens auf die wirksamste Weise flüssig zu machen und zu ver-

breiten wußte. Aber die Herrscherin dieses weltberühmten Salons war eine milde und beschauliche Natur, die mit einem unnachahmlichen Zauber, der gerade in ihrer feinbegrenzten und stillbewegten Persönlichkeit lag, eine Sphäre zu bauen wußte, in welcher die besten Geister sich gefesselt fühlten. Diese schöpferische Milde und Klarheit gehört nicht so leicht dem polnischen Naturell an, aber sie scheint nothwendig, um an der Spitze eines Salons im Sinne der Madame Récamier zu stehn. Figaro hat sich aber einmal vorgenommen, da es mit den Diners d'Esprit nicht gehen will, mit den schönen Polinnen zu operiren, denn von ihm, dem Figaro, dem Meister aller Barbiere, scheinen einmal heut alle Versuche zur Wiederherstellung des französischen Geistes ausgehn zu sollen. Kürzlich sagte er darüber mit einer Ueberschwänglichkeit, die das ganze besorgte Herz des armen Burschen für den französischen Geist verrieth, sogar Folgendes: „Wie uns in Zeiten des Mangels Getraide aus Rußland und Amerika zukam, so hat die zu uns verpflanzte Blume der polnischen Gesellschaft sich uns zugeneigt, um der unsrigen Glanz und Duft zu verleihen in einem Augenblick, wo die Fackel des französischen Geistes erbleichte (quand pâlissait le flambeau de l'esprit français) und sein schöner

Hauch, der einst das ganze civilisirte Europa bewegte, zu verfliegen begann."

Wir haben früher in Paris nie etwas davon gehört, daß die schönen Polinnen, denen man sonst nur die tragische Rolle überwiesen, als Retterinnen ihres eigenen Vaterlandes zu fungiren, als Retterinnen der Salons im französischen Kaiserreich angerufen werden. Es scheint aber, daß der französische Salon jetzt ebenso wenig durch die Polinnen zu retten ist, als Polen jemals auf die Hülfe Frankreichs rechnen konnte. Indeß wächst die polnische Colonie in Paris allerdings auf eine bedeutende Weise, und organisirt sich gesellschaftlich ebenso glänzend und einflußreich, als sie einen hülfreichen Verband für die nothleidenden Polen gewährt, wovon der Bazar, der alljährlich im Salon der Fürstin Czartoryska aufgeschlagen wird, und auf dem die vornehmsten Damen der polnischen Gesellschaft als Verkäuferinnen erscheinen, stets das bewundernswürdigste Zeugniß abgiebt.

Eine andere pikante Aussicht für die französische Gesellschaft zeigte sich bei der Wiedereröffnung der Saison zu Ende des Jahres 1857 durch die erneuerte Niederlassung des Maestro Rossini in Paris, der auf dem Boulevard des Italiens eine große Wohnung gemiethet und sich darin mit der prächtigsten und kostbarsten Einrichtung umgeben hat. In mehr als

hundert Kisten trafen alle seine Kunstschätze aus Italien auf dem Boulevard ein, und dies wird schon dem Salon, welchen der Meister der Cadenzen und Triller für den Winter zu machen beabsichtigt, einen ganz neuen Reiz verleihen. Paris wird also um einen artistischen Salon reicher, obwohl nicht zu leugnen, daß dieser Begriff jetzt altmodisch ist und in der neuen Welt des Empire auf keinen besondern Glanz mehr rechnen kann. Es müßte sich denn Rossini's Freund, der Hornist Vivier, der jetzt in wildromantischer Zurückgezogenheit mit zwei Schlangen in Batignolles lebt, entschließen, diese seine beiden grotesken Lebensgefährten mit in den Salon zu bringen und dort (natürlich unter den gehörigen Sicherheitsmaaßregeln) als züngelnde und schwänzelnde Virtuosen zur Begleitung eines musikalischen Capriccio loszulassen. Die blasirten Nerven der heutigen kaiserlichen Gesellschaft können nicht mehr durch Kunst, sondern nur noch durch grausiges Spectakel gereizt werden, und es scheint, daß Vivier, von dessen Umgang mit seinen beiden Schlangen in Paris so viele Geschichten umherlaufen, diese Reptilen in der That zu einer neuen Ausstaffirung des Virtuosen-Handwerks sich zugelegt hat. Rossini hat in der letzten Zeit einige allerliebste Kleinigkeiten für Vivier's Horn componirt, und man erzählte in der That bereits, daß sich auch ein Schlan-

gen=Trio darunter befinden soll, das für Vivier und seine beiden buntgehäuteten Lieblinge zur Ausführung bestimmt wäre und dem Salon des Meisters gewiß die größte gesellschaftliche Anziehungskraft verleihen würde. —

So überraschte auch jetzt Graf Morny bei der Wiedereröffnung seiner Salons seine Gäste durch einen großen russischen Bären, der in der Antichambre stand und durch seinen wilden und drohenden Anblick die Herren und Damen zuerst auf das Entsetzlichste erschreckte, nachher aber die größte Heiterkeit erregte, als man entdeckte, daß der Bär ausgestopft war, und von dem sinnigen Grafen zum Aufhängen der Hüte in seinem Vorzimmer bestimmt sei. Nachher erfuhr man, daß Graf Morny während seines letzten berühmten Aufenthalts in Rußland diesen Bären eigenhändig gejagt und erlegt, und ihn nun von dort zu dieser Salon=Bestimmung mit nach Paris gebracht habe. Es war dies ein sehr glückliches Debut für die Wiedereröffnung eines Salons, denn man wußte jetzt sogleich, wovon man zu sprechen hatte, was in der Gesellschaft des Empire, wo der Unterhaltungsstoff nur in den unzulässigen und in den nicht der Mühe werthen sich eintheilt, sonst nicht gar so leicht ausfindig zu machen ist. Ein wildes Thier ist noch etwas Neues und Pikantes für die heutige

Société, und nachdem die Camelien-Damen und Marmor-Mädchen aus der Wildniß ihres Lebens in die gute Gesellschaft vorgedrungen, und dort schon gar kein besonderes Erstaunen mehr erregen, wird die Reihe auch an die Schlangen, Bären und andere Unthiere, seien sie auch vor der Hand nur ausgestopfte, kommen müssen.

Der Bär, welchen der ehemalige Gesandte aus Rußland mitgebracht, erinnerte die Besucher seines Salons auch an andere Schätze, welche derselbe in Petersburg erworben haben sollte, und unter denen das Gerücht besonders eine große Anzahl der bedeutendsten Gemälde alter Meister bezeichnet hatte. Dagegen hingen die früheren wohlbekannten Bilder des Grafen, seine Rembrandts, van der Werfs, Wouwermans u. s. w. an den Wänden umher, und sollten augenscheinlich das etwas scandalös gefärbte Gerede widerlegen, als ob der Graf mit diesen Meisterwerken einen vortheilhaften Handel in Petersburg betrieben habe. Diese Bilder glänzten also jetzt im Salon des Grafen Morny nicht durch ihre Abwesenheit, sondern sie bewiesen durch ihre Gegenwart, daß sie, die mit dem Grafen nach Rußland wanderten, auch mit ihm wieder von dort zurückgekommen waren.

Unter den Schätzen Rußlands, welche der Sohn Hortensens und des Grafen Flahault heimgeführt,

bemerkte man aber mit allgemeiner Bewunderung die junge russische Gemahlin des Grafen, welche zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Paris die Honneurs machte, und auf eine besonders liebenswürdige Weise mit der Grazie und Gewandtheit, die man überhaupt gern in Paris der russischen Nationalität zugesteht, dabei verfuhr. Graf Morny selbst hatte sich einen sehr langen russischen Schnurrbart wachsen lassen, mit dem er schon als Präsident des gesetzgebenden Körpers bei dessen Wiedereröffnung ungemeine Sensation erregte, und der jetzt, als Salonfahne wehend, der ganzen zahlreichen und bedeutenden Gesellschaft als Symbol des neuen Weltalters der Politik, nämlich der russisch-französischen Freundschaft und Allianz, entgegenzuflattern schien. Die Gesandtschaftsreise des Grafen Morny nach Petersburg, von der er als glücklicher Besitzer einer reichen und liebenswürdigen Frau zurückkehrte, war bekanntlich zugleich eine Entdeckungsreise nach der russisch-französischen Allianz gewesen, und man wird nie ganz genau erfahren, wie viel er davon schon in seinem Reisewagen, auf dessen Schlag er sich mit einiger Usurpation die Hortensie als Wappen hatte malen lassen, zurückbrachte. Aber seine Absicht, in jeder Weise Französisches in Petersburg zu entdecken, führte zugleich zu einem sehr glücklichen Fund in der Bibliothek der Ermitage, wo die von

Morny mitgenommenen Gelehrten, namentlich der Bibliothekar des Corps législativ, Herr Miller, dreißig Bände Diderot'sche Handschriften auffanden, darunter sehr viel Neues und Bedeutsames, unter Anderem auch ein Drama des Revolutions-Philosophen: „Terentia, die Tochter Cicero's," welches Diderot während seines Aufenthalts am Hofe der Kaiserin Katharina geschrieben zu haben scheint. Damit hat denn auch der „Graf", welcher in der napoleonischen Gesellschaft par excellence so genannt wird, sich nicht wenig zu Gute gethan, denn er will nicht nur als Oberbefehlshaber jener vielgetreuen und gewaltigen Leibgarde des neuen Kaiserthums, die unter dem Namen „corps législatif" organisirt worden, seine Geltung haben, sondern er möchte auch ein Graf sein, dem die Wissenschaften und Künste einige Protektion verdanken, was gar nicht hindert, daß damit auch zur rechten Zeit ein industrielles Geschäftchen sich verbinde. In der gelangweilten Pariser Gesellschaft hofft man aber auch, daß die nordische Schönheit und Grazie der Frau Gräfin Morny, mit der sich auch einiger pikanter Geist verbinden soll, Etwas für die Belebung der napoleonischen Cirkel thun werde, was freilich eine schwierige Aufgabe sein möchte. —

Die höhere Gesellschaft in Paris hat inzwischen,

in Ermangelung anderen Inhalts, auch die Geister-klopfereien des Tages sehr bereitwillig in ihre Kreise aufgenommen. Man klopft einstweilen den Geist, da man noch darauf verzichten muß, ihn wieder zu verbessern. Die Epidemie des Tischrückens, welche in den letzten Jahren in Europa und Amerika überall den Banquerott des menschlichen Geistes ankündigen zu wollen schien, hat mit den obligaten Geisterbeschwörungen namentlich auch in den höheren und höchsten Kreisen von Paris ihren Einzug gehalten. Der bekannte Amerikaner Home, der als Großmeister dieser neuen Kunst in Paris sein Wesen treibt, ist bis in die obersten Regionen der Hofgesellschaft damit vorgedrungen, und hat dort namentlich an der Prinzessin Mathilde eine gläubige Gönnerin gewonnen.

Seitdem diese liebenswürdige Tochter des Königs Jerôme aufgehört hatte, der erste Glanzstern des neuen napoleonischen Hofes zu sein, was ihr nur durch das aufgehende Gestirn der Kaiserin Eugenie von Gusman, Gräfin von Teba, widerfahren konnte, scheint sie in der größeren Zurückgezogenheit, die ihr auferlegt worden, diesen Geschmack an den tanzenden Tischen und klopfenden Geistern bekommen zu haben. Im Salon der Prinzessin Mathilde Gräfin Demidoff sollen sich oft unter Leitung des Mr. Home die merkwürdigsten Dinge ereignen. Wie es kurz vor Aus-

bruch der Revolution von 1789 in der vornehmen Welt in Paris Mode war, auf Cagliostro einzuladen und auf seine Geisterbeschwörungen Diners und Soiréen zu veranstalten, so scheinen es die neumodischen Klopfgeister, die plötzlich im Holz der Tische erwacht sind, am Hofe Napoleons III. schon mindestens ebenso weit gebracht zu haben. Diese neuen Gespenster haben auch das Unheimliche ganz abgestreift, von dem die Geister Cagliostro's, die noch nach Himmel und Hölle rochen und zuweilen auch den Schleier einer neuen Völkerzukunft lüfteten, nicht freizusprechen waren. Mit den Klopfgeistern läßt sich eine ganz gesunde und nüchterne Conversation führen, sie gehen auf die allergewöhnlichsten und gemeinsten Dinge ein, und beweisen ihre zeitgemäße Abstammung als hölzerne Geister auch durch den ungemein praktischen Schliff, mit dem sie auftreten und Rede stehn. Ueber die Zukunft der Völker braucht man von ihnen nichts zu erfahren, denn diese ist durch das Empire hinlänglich gesichert, und auch auf gewisse schwierige Stellen in den „napoleonischen Ideen", welche noch immer der Ausdeutung harren, namentlich hinsichtlich der Verbindung des Napoleonismus mit der Freiheit, lassen sich die Klopfgeister nicht ein. Dagegen kann man von ihnen viel wichtigere Dinge erfahren, von denen selbst die Cagliostro'schen Geister nichts wußten, und die sich

auf die Hausse und Baisse der Börsen-Course, auf die große Frage, wie lange die Crinoline sich noch halten und in welchem Maaße der Umfang noch zunehmen könne, und warum es im Kaiserreich so viele Biedermänner gäbe, erstrecken.

Die Geister des Tischkastens, die in der ganzen Welt eine so große Rolle zu spielen anfingen, schienen in Frankreich zuerst den Teufel selbst im Leibe zu haben, und namentlich in den südlichen Provinzen traten sie so entschieden als böse Dämonen heraus, daß der heilige Stuhl einen Bannfluch gegen sie schleudern zu müssen glaubte. Dagegen nahmen die Klopfgeister zu den schönen Füßen der Prinzessin Mathilde eine weit manierlichere Gestaltung an, und zeigten sich durch tausend interessante und unterhaltende Einfälle fähig, die gesellschaftliche Sphäre des Kaiserhofes zu bevölkern. Doch scheinen sie zuweilen mit einer gewissen Rigorosität zu verlangen, daß man gläubig sei, wenn sie erscheinen sollen, und dies war erst neulich in einer Soirée bei der Prinzessin Mathilde der Fall, wo Mr. Home plötzlich erklären mußte, ein im Salon Anwesender neutralisire durch Zweifel seine Wirksamkeit, und die Klopfgeister würden nicht eher auftreten, als bis diese Person sich entfernt habe.

Der Kaiser selbst soll sich in dieser Soirée be-

funden haben, denn er widmet seiner Cousine Mathilde, deren Gesicht durch die außerordentliche und ganz vollkommene Aehnlichkeit mit den Zügen Napoleons I. stets die wunderbarste Anziehungskraft für ihn gehabt, noch immer die größte Aufmerksamkeit. Aber daß der Kaiser selbst dieser Ungläubige sein könne, war nicht gut anzunehmen, denn der Kaiser hatte jedenfalls den Geisterklopfereien an seinem Hofe, wenn auch nur zur Erholung von den ernsteren Staats- und Militair-Geschäften, ein nicht geringes Interesse bewiesen. Da trat Herr Baroche, der Präsident des Senats, aus der sich verlegen anblickenden Gesellschaft hervor, und erklärte sich mit all der bereitwilligen Liebenswürdigkeit, welche die napoleonischen Senatoren immer für ihren Kaiser gehegt, für Denjenigen, der gewiß alle Schuld trage, und der sich auch sogleich entfernen werde, um den Geistern Platz zu machen. Mit einem sarkastischen Lächeln sah der Kaiser seinen Senator verschwinden, und bald begannen denn auch wirklich die Dämonen im Tische zu rascheln, und auf die Fragen der Prinzessin Mathilde, die natürlich die gleichgültigsten Dinge von der Welt betrafen, mit dem beliebten geheimnißvollen Klopfen zu antworten.

Man hat neuerdings die Bemerkung gemacht, daß der Aberglauben sich wieder mit der finstersten Macht in den Schichten des französischen Volkslebens zu

verbreiten anfange. Das Volk scheint plötzlich wieder alle Vorstellungen des Mittelalters, die mit den zufälligsten Umständen die unheimlichste Bedeutung zu verknüpfen wußten, angenommen zu haben. Es ist dies nicht zu verwundern, wenn die höheren Kreise der Gesellschaft mit solchen Geistesverdunkelungen vorangehn, die ihren Schatten auf alle inneren Entwickelungen des Nationallebens werfen müssen. Das Geisterklopfen ist nicht bloß ein zufälliges Unterhaltungsspiel der heutigen Gesellschaft, sondern es hängt ganz genau mit den allgemeinen Bedingungen zusammen, unter denen dieselbe steht. Es werden sich bald daran noch ausschweifendere Erscheinungen knüpfen, die uns in die Zeit der Convulsionnaire vor Beginn der Revolution zurückversetzen und sich in einzelnen Kreisen, wie man bis jetzt hört mehr in der mittleren Schicht der Gesellschaft, bereits auf eine bedenkliche Weise angekündigt haben. Die tanzenden und klopfenden Tische verbinden sich dann zugleich mit dem Phänomen der Extase, ein Zustand, der höchst charakteristisch ist, da er die äußerste Reizbarkeit nur noch in der Empfindungslosigkeit auszudrücken versteht. Es ist dies das Geheimniß, keine Schmerzen mehr zu fühlen, und wenn man auch mit glühenden Nadeln geprickelt würde, und Der ist gewiß der getreueste Unterthan des heutigen Kaiserreichs, der

es bis zu dem höchsten Grad dieser Extase gebracht hat, denn auch die öffentlichen Zustände werden ihm keine Schmerzen mehr machen. Das Kaiserreich braucht statt des Patriotismus nur das Geheimniß der Extase, das an den heutigen Klopftischen wiedergefunden worden ist, um mit allen seinen Unterthanen und mit Allem, was es denselben zufügt, bestens bestehen zu können. —

Neben den Klopfgeistern scheint allerdings dem Geist selbst in den Gesellschaftskreisen des Kaiserhofes keine Freistätte geboten zu sein. Man kennt zwar die Vorliebe der Kaiserin Eugenie für Béranger's Gedichte, aber dies kann bei einer von Diamanten strahlenden Kaiserin, die zugleich als Urbild der glänzendsten und pikantesten Toiletten-Moden in ihrem Lande wirkt, mehr nur eine vorübergehende liebenswürdige Laune sein. Die Kaiserin Mutter, Sennora Montijo, die jetzt ein in einem Garten gelegenes Haus in der Avenue der Champs Elysées bewohnt, soll die Romane von Paul de Kock stets mit besonderer Vorliebe gelesen haben, was aber noch nicht zu der Annahme berechtigen dürfte, daß die kaiserliche Schwiegermutter das Protektorat über die französische Literatur in die Hände nehmen werde.

Die bedeutendste Begabung nach dem Kaiser scheint ohne Zweifel der Prinz Napoleon zu besitzen.

Doch haben sich die Geistesanlagen dieses Prinzen ebenso sehr wie seine politischen Gesinnungen bisher hinter einem gewissen Schleier gehalten, der wahrscheinlich erst bei einem bedeutenden Wendepunct in der Situation sich lüften wird. Der Prinz hat in seinen Appartements im Palais Royal einen eigenthümlichen Kreis um sich versammelt, der theils der wissenschaftlichen theils der militairischen Welt angehört, und seine Verbindung mit mehreren älteren Krim-Generälen soll neuerdings eine besonders intime geworden sein. Von seinem schriftstellerischen Talent, das man hin und wieder erwähnen hörte, liegen der öffentlichen Beurtheilung noch keine Proben vor, doch mißt man ihm sogar einen Antheil an gewissen Journal-Artikeln bei, die durch Vermittelung des Herrn Emil von Girardin, der zu den vertrauter Aufgenommenen im Palais Royal gehört, zum Druck befördert zu werden scheinen. Obwohl es einige Differenzen in den Ansichten zwischen ihm und dem Kaiser geben mag, die sich besonders wohl auf eine Gränzerweiterung in den politischen Formen des Kaiserthums beziehen, so wird dem Prinzen doch von den eifrigsten Anhängern des Empire zugestanden, daß er stets auf das Gewissenhafteste Takt und Farbe gehalten habe. Er ist daher auch neuerdings der Parole des Kaisers gefolgt, für den Napoleon-Cultus durch hervorragende

Unternehmungen im Lande zu wirken, und er hat sich in Uebereinstimmung mit diesem Zweck in der Avenue Montaigne in den Elyseischen Feldern ein wunderschönes Haus bauen lassen, welches nach dem Modell des Hauses des Diomedes in Pompeji errichtet ist, in seiner eigentlichsten Bedeutung aber als ein Tempel der Napoleoniden sich darstellt. Im Atrium erblickt man die Bildnisse der Vorfahren, welche mit den Hausgöttern den Heerd schützen. Es sind dies die marmornen goldverzierten Büsten von Katharina Lätitia Bonaparte, Josephine, Marie Louise, Elise Pauline, Karoline, Joseph, Lucien-Louis, Charles Bonaparte und Jerôme. Die Büste Napoleons I. steht am Rande des Bassins im Impluvium auf einem Altar. —

Der Kaiser Napoleon III. ist selbst zu wenig eine gesellschaftliche Natur, als daß er es für seine Aufgabe erachten sollte, dem Salonleben an seinem Hofe eine eigenthümliche Förderung und Entwickelung zu geben. Stets vertieft in die Combinationen seiner Herrschaftspläne und, wie es scheint, sich selbst und sein Programm keinen Augenblick vergessend, sieht der Kaiser auch in allen gesellschaftlichen Zusammenkünften nur eine Nüance seiner politischen Rolle, und er ist dadurch in seiner persönlichen und socialen Erscheinung von Tag zu Tag ceremonieller

und steifer geworden. Seine Persönlichkeit würde aber gänzlich unbedeutend erscheinen, wenn ihr nicht dadurch ein besonderer Nimbus zufiele, daß sie sich mit einer kalten Feierlichkeit in die ceremonielle Repräsentation zurückzuziehen gewußt. Der Kaiser macht zu Pferde einen bedeutenderen und vortheilhafteren Eindruck, als wenn man ihn im Salon erblickt, wo durch das eigenthümliche Verhältniß in seiner Figur, welches den unteren Theil des Körpers gegen den oberen zu kurz erscheinen läßt, leicht eine störende Disharmonie in seiner Erscheinung sich geltend macht. Nichtsdestoweniger ist aber seiner Gestalt eine gewisse Schönheit und Anziehungskraft nicht abzusprechen, und auch sein Gesicht würde einen eigenthümlich fesselnden Ausdruck haben, wenn nicht die erloschenen blaßblauen Augen, die bei ihm tief in ihren Höhlen liegen, eine wunderbare Empfindungslosigkeit über alle seine Züge herrschen ließen. Diese Augen, die das Feuer des Geistes nur nach Innen brennen zu lassen scheinen, sind aber durch ihre ungeheuere Gleichgültigkeit, mit der sie über die ganze Außenwelt hinschweifen, nicht minder charakteristisch. Diese Indifferenz ist die eigentliche Macht dieser Persönlichkeit, welche in dem gewaltigen Selbstbewußtsein, mit dem sie in sich selbst ruht, es nicht mehr der Mühe werth zu erachten scheint, den gewöhnlichen

äußeren Dingen und Lagen irgend eine Geltung zuzugestehen oder sich dadurch in dem vorbestimmten Lauf der eigenen Entwickelung beirren und hemmen zu lassen. Der großartige Fatalismus, welcher den Kaiser Napoleon III. umschwebt, besteht darin, daß ihm die Begebenheiten stets nur eine Entwickelung seiner eigenen Person sind, und daß ihn die Meinung beherrscht, es könne keine Begebenheiten geben, die nicht schon mit seiner Person in einem geheimnißvollen Zusammenhange stehn oder von derselben von vorn herein angezogen und geleitet werden. Darum hat die Stirn des Kaisers diesen eigenthümlichen düstern Schatten, der den Mysticismus seiner Herrschergewalt ausdrückt, aber zugleich die trotzige Kraft des Starken und Mächtigen, der sich von seinem Schicksal getragen fühlt. Diese Stirn ist fatalistisch, aber zugleich ideenreich und tiefsinnig, sie zeigt den Mann der Herrschaft, der zugleich der Mann der Gedanken und der Träume ist. Aus diesem unbeugsamen Glauben an sich selbst entfließt auf der einen Seite diese Zurückhaltung, welche mit so großer Ruhe und Sanftmuth auf dem ganzen Antlitz sich lagert, während auf der andern Seite auch eine gewisse Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit sich damit ausprägt, die ihren Sitz in den bleichen, feingeschnittenen und sehr verschwiegenen Lippen hat. Selbst der stark

ausflatternde Schnurrbart scheint nur das Geheimniß der Lippen zu hüten.

Größere Contraste haben sich vielleicht nie in einer einzigen Persönlichkeit vereinigt und zu einer einheitlichen Harmonie bezwungen. Diese Harmonie, welche in der Persönlichkeit des Kaisers sich darstellt, besteht zwar in der Apathie und Indifferenz, die bei ihm den eigentlichen Heiligenschein des Cäsarismus vertreten. Aber sie entspringt zugleich aus einem Quell innerer Herzensgüte, wie überhaupt aus der tiefen Innerlichkeit, welche das ganze Wesen des Kaisers erfüllt und seine strengsten Gewaltäußerungen noch heimlich mit einem feinen und weichen Geäder zu durchziehen scheint. In diesem eigenthümlichen Zusammenhang des Wesens verbindet sich die stärkste Willenskraft des Handelns und die größte Kühnheit, Alles zu wagen und zu unternehmen, mit der sinnigsten Schüchternheit, mit dem berechnetsten Abwarten der richtigen Stunde, und mit einer Verschlossenheit, die sich deshalb Niemanden, und keinem einzigen Freunde, öffnen kann, weil es ein System, eine providentielle Macht ist, welche im Innern wohnt, und der zur rechten Zeit handelnd zu gehorchen, ein Geheimniß ist, aber niemals eine Deliberation mit Andern werden kann. Danach tönt auch die Stimme, die abgeschlossen und langsam ihren Worten noch in

demselben Augenblick, wo sie über die Lippen treten, die Geltung streitig machen zu wollen scheint, aber nicht aus innerer Unsicherheit, denn mit sich selbst ist Napoleon III. immer einig, in sich selbst ist er immer, so oft er es sein muß, beschlußkräftig, aber dem freigelassenen Wort ist doch unter keinen Umständen zu trauen, man kann nie wissen, was aus demselben gemacht wird, und deshalb dies Zögern es auszusprechen, diese Unschlüssigkeit es vollständig zu betonen, dies Stocken, oft noch die letzte Sylbe hinzuzufügen, durch welche ein Wort erst vollendet und gültig werden kann. Der Kaiser spricht wenig, um viel handeln zu können, und er will nie errathen und belauscht sein, denn nur die That, welche überrascht, ist eine That.

Aus allen diesen charakteristischen Eigenschaften seiner Person geht hervor, daß der Kaiser weder selbst ein Salon-Mann sein kann, noch das Leben der Pariser Salons zu fördern vermag. Man hört sogar behaupten, daß der Kaiser nicht nur jedem Bedürfniß nach Gesellschaft fremd, sondern auch fast für alle zarteren und poetischen Empfindungen verschlossen sei. Das Verhältniß des Kaisers zu den Frauen, das immer ein sehr belebtes gewesen und geblieben ist, scheint dieser Behauptung zu widersprechen. Louis Napoleon ist von den Frauen nie gehaßt wor-

den, und wird es auch jetzt in der Pariser Damenwelt keineswegs, selbst da nicht, wo die Parteileidenschaften ihm noch entgegenzustehen scheinen. Der Bürgerkönig Louis Philipp war die Antipathie der Pariserinnen geworden, und die Erbitterung aller Parteien gegen diesen König motivirte sich eigenthümlich auch nach dieser Seite hin. Das Juste-Milieu ist den Pariserinnen wenigstens in der Politik sehr unangenehm, und obwohl Louis Philipp selbst ein geistreicher und beredter Mann war, und mit einer Schwiegertochter von deutscher Gelehrsamkeit, der Herzogin von Orléans, sich umgab, so hatte er doch eine nach Tütchen-Krämerei riechende Atmosphäre um sich, die den Damen von Paris in allen Kreisen widerstrebte. Louis Napoleon hatte dagegen schon durch seine persönliche Kühnheit und seine ritterliche Unternehmungslust immer etwas Anziehendes für die Damen gehabt, und man glaubt, daß er seiner Herrschaft auch von dieser Seite her eine eigenthümliche Grundlage gewonnen habe.

Die schönen und vornehmen Damen des Faubourg St. Germain sind zwar dem neuen Kaiserhofe nach wie vor abgewandt geblieben, während sie dem Kaiser, so lange er noch Präsident der Republik war, ihre Gegenwart nicht entzogen und in dem Salon des Palais Elysée bei jeder festlichen Veranlassung

zahlreich erschienen. Dies bewies aber nur, daß man im Faubourg St. Germain die Republik für eine Sache sans consequence ansah, oder für einen zufälligen Wolkenbruch, vor dem man augenblicklich in dem ersten besten Hause untertrat, das nur so viel Dach hatte, um Schutz gewähren zu können. Man reicht sich dann leichter mit Denjenigen, mit denen man zusammen während einer Gefahr wartet, die Hände. Aber nachdem der allgemeine Wartesaal der Republik sich zuletzt nur zu dem neuen Kaiserthum geöffnet hatte, und man darin nicht mehr eine vorübergehende Komödie, sondern ein Drama von längerer Dauer und höherer Bedeutung erkennen mußte, zog sich auch die schöne stolze Welt des Faubourg St. Germain in ihre Hôtels zwischen Hof und Garten zurück.

Der Kaiser konnte diese Gesellschaft leicht entbehren, da er den Einschlag der Legitimität auch in seine socialen Verhältnisse nicht bezweckte, wie er durch die Wahl seiner Gemahlin bewiesen. Aber er würde diesen Damen, die sich unter der Regierung Louis Philipps bedeutend und unerträglich gelangweilt hatten, ein Glanz- und Freudenleben ohne Gleichen eröffnet haben, wenn sie ihre schönen schlanken Gestalten, ihr feines weißes Fleisch und ihre prachtvollen und duftigen Toiletten dem Empire hätten zur Disposition

stellen wollen. Dafür wollte der Kaiser jetzt bestrebt sein, die ganze übrige Frauenwelt auf eine unwiderstehliche Weise an das Kaiserthum zu fesseln, indem er, die glücksritterlichen und industriellen Elemente der heutigen Gesellschaft vordringen lassend, dadurch eine Auflösung aller socialen Schranken begünstigte, und in die Kleider, in die Sinne und in die Portemonaies der Damen eine neue Krisis brachte, wie sie dem weiblichen Geschlecht noch kaum widerfahren war. Das Lorettenthum und die Börse wurden die Maschinerie, durch welche die Frauenwelt in diese neue Bewegung gesetzt und specifisch kaiserlich gemacht wurde. Denn die Freiheit des Genusses, die Fähigkeit reich zu werden, und die Kunst sich zu putzen und zu schmücken, wurde den Frauen in dieser kaiserlichen Epoche als ihr eigentlicher Zauber-Harnisch umgehangen, wie es noch niemals der Fall gewesen war, und man darf nicht fragen, ob sie sich wohl dabei befinden? Der Gedanke, alle Frauen Geschäfte machen und Loretten werden zu lassen, war zugleich ein zu kühner und interessanter Griff, als daß er nicht bei dem elektrischen Geschlecht von großer Wirkung hätte sein müssen. —

Die Vermählung des Kaisers mit Marie Eugenie von Guzmann, Herzogin von Montijo und Gräfin von Theba, gehörte zu den liebenswürdigsten Schrit-

ten, mit denen Napoleon III. seinen persönlichen und socialen Character bezeichnete. Er stellte dadurch mit der kühnen Hand eines Liebenden ein Frauenbild auf den Kaiserthron, das seine Berechtigung zu einer großen herrschenden Stellung nur aus den natürlichen Eigenschaften des Charakters und der Schönheit herleiten und damit dem Legitimätsprinzip der Throne nach dieser Seite hin die Geltung streitig machen sollte. Mit der Kaiserin Eugenie ist ein neues naturfrisches Element in das Haus der Tuilerieen eingezogen. Der Kaiser wollte die Schönheit in den auserlesensten Formen, aber nicht das königliche Blut an den neuen napoleonischen Thron fesseln. In der merkwürdigen Anrede, mit welcher der Kaiser damals den in die Tuilerieen berufenen Staatskörpern seine Verheirathung anzeigte, legte er ein besonderes Gewicht darauf, daß unter allen fremden Prinzessinnen, die seit siebzig Jahren den französischen Thron bestiegen und kein anderes Loos gehabt hätten, als ihr Geschlecht durch Krieg oder Revolution zerstreut und verbannt zu sehn, die einzige Josephine, die erste Gemahlin des Kaisers Napoleon, glücklicher gewesen sei, und Josephine sei nicht aus königlichem Blut entsprossen gewesen. Es war dies die ebenso eigenthümliche als liebenswürdige Auseinandersetzung, in welcher der Kaiser

der Franzosen den ihm über Alles ruhmvollen Titel eines Parvenu für sich in Anspruch nahm, und seine Heirath für eine Privatangelegenheit erklärte, indem er hinzufügte: „Ich habe ein Weib, das ich liebe und das ich achte, einer Unbekannten vorgezogen, deren Verbindung mit mir nur einen mit Opfern gemischten Vortheil dargeboten hätte.“

Es ist bemerkenswerth, daß sich das Verhältniß zwischen dem Kaiser und der Kaiserin in der That seitdem wie eine gegen die Außenwelt und gegen alle Staatsgeschäfte abgeschlossene Sphäre von Privatglück forterhalten hat. Die öffentlichen Angelegenheiten scheinen das Leben des Kaisers in seinem Hause gar nicht zu berühren, und die Kaiserin selbst hat am Hofe wie im Staat eine Stellung eingenommen, die aller Politik unzugänglich scheint und mit derselben sich auch nicht im Entferntesten berührt. Da Napoleon III. es durchaus nicht liebt zu politisiren, mit den Damen seines Hofes ebenso wenig als mit seinen Ministern und Räthen, welche letzteren nach ihren Vorträgen niemals wissen, was der Kaiser eigentlich thun wird, so scheint es auch aus einem ganz bestimmten Entschluß der Kaiserin Eugenie hervorzugehn, daß sie gerade als diese von der Politik unberührbare Sensitive an der Spitze des Kaiserhofes von Frankreich blüht. Es mag ihr das sogar anfangs

einige Ueberwindung gekostet haben, da man weiß, daß sie in der Republik von 1848, besonders seitdem Louis Napoleon zur Präsidentur gelangt war, als eine begeisterte Anhängerin der Politik des Elysée sich überall aussprach und dieselbe ebenso scharfsinnig und gewandt, als mit genauer Kenntniß der Stichworte der politischen Debatte, zu vertheidigen wußte. Sie machte in den damaligen Salons von Paris dadurch nicht minderes Aufsehn, als durch ihre glänzende Schönheit, die in jener Zeit zuerst in der Pariser Gesellschaft aufgegangen war. Marie Eugenie von Guzmann soll schon damals von Louis Napoleon bemerkt und ausgezeichnet worden sein, und man will beobachtet haben, daß er sie im Theater oft lange und unverwandt betrachtete und ihr ein auffallendes Interesse schenkte. Sie fehlte mit ihrer Mutter, der Herzogin von Montijo, niemals bei allen Festlichkeiten, die bei dem Präsidenten der Republik im Elysée stattfanden, was ihrer Schönheit, ihrem Geist und ihrem Range zugeschrieben wurde, da Louis Napoleon auch hierin seiner Natur getreu blieb, niemals etwas Tieferes, was in ihm vorging, zu verrathen. Nach der Vollendung des Staatsstreichs vom 2. December waren aber die Herzogin von Montijo und ihre schöne Tochter die Ersten, welche dem Sieger Glück

wünschten zu seiner mit so großer Kühnheit vollbrachten That, und ihm ihre Bewunderung und ihr Vertrauen zur Situation mit den beredtesten und feurigsten Worten auszudrücken wußten. Und dieser große Moment ist vielleicht auch der entscheidende für dies Verhältniß geworden.

Louis Napoleon hatte seine Gemahlin zuerst in London kennen gelernt, wo sie mit ihrer Mutter, die eine geborene Engländerin aus bedeutender Familie ist, in den vornehmen Kreisen der dortigen Gesellschaft lebte. Ihre Erziehung hatte Marie Eugenie in Paris gefunden, in dem Kloster Sacré-coeur, wohin sie aus Madrid gesendet worden war, um dort in Gemeinschaft mit den Töchtern der ersten französischen Familien die sorgfältigste Ausbildung zu empfangen. Ohne Zweifel eignete sie sich in dieser Schule auch den vollendeten Besitz der französischen Sprache an, in der sie den reinsten nationalen Accent gewann, worin sie den Kaiser, dessen Accent die Franzosen noch immer an einen Holländer oder Elsasser erinnert, weit überflügelt hat. Bei der tiefen Neigung welche Louis Napoleon längst für sie empfunden, scheint aber nicht bloß ihre an eine glänzende Fee gemahnende Schönheit das bestimmende Motiv gewesen zu sein. Bei dem napoleonischen Fatalismus, unter dessen Macht sich der Kaiser in allen Beziehungen seines

Lebens gestellt weiß, würde er es nicht gewagt haben, eine Frau zu seiner Gemahlin zu machen, die nicht schon in einer altnapoleonischen Combination gestanden hätte. Der Vater der Gräfin von Theba aber, einer der ersten spanischen Granden, hatte sich stets als einen der entschiedensten Parteigänger für Joseph Bonaparte bewiesen, wie er auch bis zum Jahre 1815 in der französischen Armee gestanden und den Heereszügen Napoleons einen tapfern Arm geliehen hatte. Wie der Kaiser aus historischem Aberglauben sich keine Prinzessin von Geblüt wählte, weil diese seit siebzig Jahren den französischen Thronen nur Unglück gebracht, so muß auch aus demselben Aberglauben überall, wo sich etwas Großes für ihn entscheiden soll, ein napoleonisches Element, ein Erinnerungstag, ein Datum, eine Reliquie, oder irgend eine napoleonische Beziehung, mit im Spiele sein.

Für die Wahl der Gräfin von Theba soll auch noch Das einen entscheidenden Umstand geliefert haben, daß zugleich englisches Blut in den Adern dieser Dame fließt. Denn der Kaiser hat nicht nur von jeher eine besondere Vorneigung für den persönlichen Umgang mit Engländern und Engländerinnen gehabt, wodurch er sich auch ohne Zweifel stark genug fühlte, eine jahrhundertalte nationale Abneigung des französischen Volkes durch die Herstellung der

französisch-englischen Allianz zu überwinden. Die englische Physis hat auch dem Kaiser stets den größten Reiz und das innigste Vertrauen dargeboten, und seine frühere Verbindung mit der schönen Miß Howard, die in den Jahren des Unglücks und der Verbannung seine treue und zärtliche Gefährtin war, soll von ihm stets zu den glücklichsten und befriedigtsten Verhältnissen seines Lebens gerechnet worden sein. Der Präsident der Republik mußte sich aber von ihr trennen, weil sie ihn in seiner nunmehrigen öffentlichen Stellung durch ihren beispiellosen Luxus und ihre, seine eigenen Mittel weit übersteigenden Geldausgaben in Verlegenheit zu setzen begonnen, und ihm Scenen der schlimmsten Art, sogar eine unter scandalösen Verhältnissen unternommene Flucht nach England, von der er sie damals durch einen Vertrauten unter dem Vorwande einer diplomatischen Sendung wieder zurückholen ließ, bereitete. —

Das englische Frauen-Naturell scheint in der Persönlichkeit der Kaiserin Eugenie vorzugsweise ausgeprägt zu liegen. Das schöne goldblonde Haar und der durchsichtig weiße feine Teint, die Stirn von wunderbar glänzender Weiße, und die feingeschnittenen Lippen, welche durch den nicht allzukleinen Mund die blendenden Reihen der schönsten Zähne sehr sichtlich hervortreten lassen, deuten überwiegend auf jene

nationale Frauenschönheit hin. In diesem Stil ist auch die Fülle der großen majestätischen Gestalt, die eine kühne herrschende Haltung behauptet und zugleich mit anmuthiger Ruhe in sich selber thront. Nur die dunkeln Augenbrauen, welche in einem kühnen und entschlossenen Ausdruck über den dunkelblauen Augen sich wölben, deuten auf die südliche Abstammung hin, der auch die schöngeformte, eine ziemlich große Linie beschreibende Nase Rechnung zu tragen scheint.

Aus den Umgebungen der Kaiserin werden nur die sanften, wohlwollenden und heiteren Züge ihres Charakters hervorgehoben. Dem Ausdruck ihres Gesichts fehlt es aber durchaus nicht an eigenthümlichen Geistesblitzen, die wohl darauf hindeuten, daß die Kaiserin nicht blos die Rolle der naiven Gurli an dem heutigen napoleonischen Hofe übernommen haben kann. Sie hat sich freilich, seitdem sie den Thron Napoleons III. bestiegen, depolitisiren müssen, sowie ganz Frankreich sich seitdem depolitisiren mußte, und ihr Beruf, schöne Frau zu sein und vor Allem Mutter zu werden, mußte gegen ihre frühere Neigung zur Politik in den Vordergrund treten. Aber da sie ohne Zweifel das napoleonische Programm in seinen tiefsten Gründen kennt und mit jeder Falte

desselben sich versteht, so wird sie mit der eigenthümlichen weiblichen Feinheit auch gewiß stets die Gelegenheit zu finden wissen, wo sie unter dem Anschein, keine Politik zu machen, doch einen bedeutungsvollen Finger auf die Staatsgeschäfte legt. —

III.

Die dramatische Galanterie im neuen Kaiserreich.

Die dramatische Galanterie hat unter dem Empire ihren tollsten und glänzendsten Gipfel erstiegen. Das Leben der französischen Schauspielerin war von jeher der eigentliche Crystallisations-Kern gewesen, an dem sich die ganze Debauche von Paris ansetzte und von dem die geschlechtliche Aventure in allen Farben und Lichtern ausstrahlte. Aber der gewerbmäßige Betrieb der Liebe hatte sich noch nie so unmittelbar und ausgemacht mit dem Beruf der Schauspielerin selbst verbunden, als es heutzutage im napoleonischen Kaiserreiche der Fall ist, wo von allen an den Theatern engagirten Actricen mehr als drei Viertel — ein sachkundiger Pariser versichert: drei und ein halbes Viertel — die Geschäfte der käuflichen Venus in einer vollständigen Organisation, wenn auch in verschiedenen Arten und Abstufungen, betreiben. Fast alle Schau-

spielerinnen theilen jetzt ihre Zeit und ihren Beruf zwischen der Kunst und dem Liebesgewerbe, und sind deshalb auch meistentheils unverheirathet, um ihre allerdings große und eigenthümliche Anziehungskraft desto unbehinderter und in den weitesten Kreisen ausbeuten zu können. Denn in irgend einer Form werden sie immer illegitimen Verhältnissen hingegeben sein, und sie haben entweder entreteneurs oder amants de coeur, oder sie leben ganz ungefesselt im freien Reich der Libertinage, wo es dem Zufall überlassen bleibt, bald hier bald dort die vortheilhaftesten Bande zu schlingen. Im letzteren Falle sind sie auch vornehmlich femmes à parties, das heißt, Damen, die man, um den Reiz einer Landpartie oder eines Soupers zu erhöhen oder mit der fehlenden Pointe zu würzen, zu Theilnehmerinnen der Gesellschaft engagiren kann.

Die Schauspielerin führt jetzt in Paris mehr als anderswo ein Leben außerhalb der Gesetze, das den originellen Reiz ihrer Persönlichkeit vielfach erhöhen mag, und gewiß auch auf die schöpferische Auffassung und Abbildung der Leidenschaften in ihrem Spiel bedeutend zurückwirkt. Es ist freilich traurig, bei dem Feuer der Kunstgebilde, die uns von der Bühne her entgegentreten, an den heimlichen Heerd der theatralischen Prostitution, auf dem diese Gluthen so nach-

haltig gestählt worden sind, zurückdenken zu sollen. Aber Betrachtungen dieser Art würden in Paris auch kaum einem Hypochonder einfallen, denn die Franzosen wissen stets auf die geistvollste Weise die Kunst von dem Individuum zu trennen, und bewundern eine künstlerische Leistung nicht mehr und nicht minder, es mag nun das darstellende Individuum schön oder häßlich, alt oder jung, tugendhaft oder lasterhaft sein. In der deutschen Theaterwelt haben sich dagegen diese Gesichtspuncte beständig durchkreuzt, und obwohl die deutschen Schauspielerinnen den französischen in der Tugend nicht sehr viel voranstehen mögen, und jedenfalls auch bei der Polizei dieselbe Duldung und Nachsicht genießen, die den Actricen in Paris bei der Ausübung ihres Privathandwerks verstattet ist, so geht doch das deutsche Publikum bei seinen Schauspielerinnen auch innerhalb des Rahmens ihrer Kunst in einer ganz specifischen Weise auf ihre Persönlichkeiten, auf ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre Sittlichkeit zurück. Man gewöhnt sich zwar auch in Deutschland daran, Schauspielerinnen, die ganz offenkundig als Courtisanen leben, auf der Bühne zu bewundern, und als Künstlerinnen zu achten, aber während dies doch einem Theil des deutschen Publikums noch immer schwer zu fallen scheint, vergeben sich auch die Verständigsten und Wohlwollendsten bei

uns noch immer dadurch etwas, daß sie der Schönheit und Jugend bei einer Schauspielerin bedürfen, wenn ihnen dieselbe überhaupt gefallen soll.

In der französischen Schauspielerin trennt sich die Künstlerin und das Weib so entschieden, daß beide ganz unabhängig von einander ihre Wege gehen. Wenn aber die Liebenswürdigkeit und Schönheit des Weibes ihren Rollen keinen besonderen Reiz in den Augen des Publikums hinzufügt, so ist es dagegen der Reiz, Künstlerin zu sein, welcher ihr im Reich der Aventure zugutkommt und auf den sie siegreich nach allen Seiten hin ihre Eroberungen begründen kann. Durch diesen Zauber der Künstlerin ist sie die eigentliche Heerführerin des gesammten Lorettenthums von Frankreich geworden, und ihre Macht ist so unwiderstehlich und so allgemein anerkannt, daß sie im Reich der Prostitution Gesetze geben könnte. Das ganze Lorettenthum drängt sich schon wie von selbst unter die Fahne der Schauspielerin, denn diese eigenthümliche magische Rangstellung, die einerseits noch den Anstand bewahrt und die Liebe zu einem freien Geschenk der Neigung zu machen scheint, andererseits einen Schutz gegen die Sittenpolizei gewährt, ist das Ideal Aller, die sich der Prostitution hingeben müssen.

Der Ueberfluthung der französischen Bühne mit

zweideutigen und lorettenhaften Frauenzimmern entsprechen aber auch die dramatischen Figuren selbst, die seit einigen Jahren auf den Theatern in Paris das Terrain behaupten. Sowohl die vornehmeren Theater wie die Volkstheater bieten durchgängig nur noch ein Repertoire dar, das alle unmoralischen und gesetzwidrigen Elemente der Gesellschaft zu Schaustücken und zu Gegenständen der Bewunderung und Anziehung zusammengebracht hat. Fast alle Frauen, die in den heutigen Theaterstücken der Franzosen erscheinen, haben entweder früher ein schlechtes Leben geführt und gerade dadurch ihren eigenthümlichen Reiz erhalten, oder sie genießen als Gefallene und Verführte fast die Achtung einer Heiligen, sowie in der Rose Bernard ein unverheirathetes Mädchen, das Mutter geworden ist, als ein Ideal der Weiblichkeit und als das höchste Bild der Mutterwürde, das es nur geben könne, verherrlicht wird. Während dies neue dramatische Thema, die Verherrlichung der Jungfern, welche Mutter geworden sind, bereits in vielen andern Dramen und Vaudevilles bearbeitet zu werden anfängt, ist die Oper fast noch weiter gegangen als das Prostitutions-Drama selbst, indem sie, wie in Rigoletto, ihre Scene sogar in verdächtige Häuser zu verlegen wagt, und man darin sogar Seine Hoheit den Herzog von

Mantua am Fenster eines solchen Hauses erblickt, in welchem er, nachdem eine Insassin desselben die Fenstervorhänge zugezogen, die Nacht zubringt.

Wo sollen die Vestalinnen der Kunst herkommen, welche mit der Ausführung solcher Aufgaben den Leuten vor die Augen treten? Die Richtung der Kunst selbst würdigt hier schon ihre Werkzeuge herab und es würde bald keine Schauspielerinnen mehr in Paris geben, wenn sie nicht ihre Reihen aus dem Stande der Loretten und aus der Welt ihrer Sitten und Begriffe ergänzt sähen. —

Ob aber die Schauspielerin am meisten dazu geeignet ist, zugleich als Priesterin der Liebe par excellence in der heutigen Gesellschaft zu walten, und darin vor der gewöhnlichen Lorette den Vorzug zu verdienen, könnte zu eigenthümlichen Untersuchungen Anlaß geben, die uns an Manches erinnern würden, was einst Jean Jacques Rousseau von dem Wesen der Schauspielkunst überhaupt gesagt. Der Philosoph der Volkssouverainetät nahm den idealen Ausgangspunkt der Demokratie besonders darin, daß er die Menschenwürde und das Heiligthum der menschlichen Person wieder in ihre ursprünglichen Rechte eingesetzt sehen wollte, und dieser Standpunct, der freilich nur ein Kampf sein kann, leitete ihn auch in

seinem berühmten Brief an d'Alembert*), worin er den flammenden Stab des Propheten auch gegen die Schauspielkunst und gegen die Schauspieler und Schauspielerinnen selbst richtet.

Rousseau findet zuerst etwas S c l a v i s c h e s und N i e d r i g e s darin, daß der Schauspieler stets die Aufgabe habe sich zu verstellen, immer verschieden von Demjenigen zu erscheinen, was er selber ist, sich mit kaltem Blut in fremde Leidenschaft zu versetzen, sich um Geld zur Repräsentation herzugeben, sich der Schande und den Beleidigungen, zu welchen der Zuschauer durch sein Billet das Recht erkauft, zu unterwerfen und gewissermaßen seine Person öffentlich zu verkaufen. Der Schauspieler empfange also durch seinen Stand eine Mischung von Niedrigkeit, Falschheit, lächerlichem Stolz und Herabwürdigung in seiner Seele, wodurch er zur Darstellung aller Personen fähig werde, mit Ausnahme der edelsten Person, die es giebt, nämlich des w a h r e n M e n s c h e n, aus dem er ganz und gar herausfalle. Die Schauspieler, schließt Jean Jacques folgerecht, müßten daher tugendhafter als alle anderen Menschen sein, wenn sie nicht verderbter sein wollten.

---

*) Lettre à Mr. d'Alembert, in den Oeuvres complètes de J. J. Rousseau (Mélanges T. III. p. 119—303. Deuxp. 1782).

Aus dieser principiellen Anschauung beurtheilt und zergliedert der Genfer Philosoph auch die Keuschheitsverhältnisse der Schauspielerinnen. Es erscheint ihm fast als eine und dieselbe Angelegenheit, daß ein Weib, welches sich zur theatralischen Repräsentation verkaufe, sich nicht bald auch mit ihrer Person in Scene setzen solle, um selbst die Begierden zu befriedigen, welche sie mit so vieler Kunst und Sorgfalt erregt. Und Jean Jacques Rousseau findet es ganz begreiflich, daß die Schauspielerinnen, „diese jungen verwegenen Personen, die keine andere Erziehung haben, als ein System der Koketterie und verliebter Rollen", in sich selbst keine Widerstandskraft mehr besitzen, um der Verführung und dem Golde, dem sie ja schon ihr ganzes Leben von vorn herein verkauft haben, zu widerstehn.

Aus dieser Physiologie des Schauspieler-Berufs geht aber auch unleugbar hervor, daß die Schauspielerinnen nur noch in den seltensten Fällen den natürlichen Fonds der Liebe und Leidenschaft in ihrem eigenen Herzen behalten haben werden. Das Opfer, welches sie ihrer Kunst gebracht, indem sie ihre ganze Person nur zu einem Werkzeug fremder Leidenschaften umgeschaffen haben, konnte nicht spurlos an ihrer eigenen menschlichen Natur vorübergehen. Und wenn die Schauspieler, wie Rousseau es ausdrückt, ihren

wahren Menschen bei ihrem Beruf nothwendig verlieren müssen, so wird auch die eigene leidenschaftliche Erregung an ihnen selbst in der Regel nur den Werth eines Industrieproductes haben können. Die Schauspielerin wird dadurch eben die Prinzessin des Courtisanenthums, weil sie nicht mehr liebt, und weil sie darum alle Glanzeffecte ihrer Persönlichkeit um so hinreißender und berechneter zu der beabsichtigten Wirkung sammeln und verwerthen kann.

Die Schauspielerin ist darum im heutigen Kaiserreich die am meisten in der Mode befindliche Person geblieben und geworden. Während die anständigen Frauen doch noch mehrfach zögern, mit der Lorette gemeinschaftliche Sache zu machen, wozu die ganze Epoche sie auffordert, hat die Schauspielerin diesen weltgeschichtlichen Moment rasch benutzt und ist dadurch die Herrin der galanten Situation geworden. Da es seit der guten Aufnahme, welche die Courtisanenstücke auf der Bühne und in der Gesellschaft gefunden haben, erlaubt ist, alle diese Dinge offen zu debattiren, so darf man auch sagen, daß es jetzt nicht mehr Mode ist eine Tänzerin zu haben, sondern Jedermann will jetzt eine Schauspielerin haben. Die Tänzerin, die mit ihren Zaubern und ihrer Geltung seit einiger Zeit sehr zurückgeblieben, war früher vorzugsweise das Steckenpferd der Ga-

lanterie, der Diplomatie und der aristokratischen Debauche gewesen. Besonders gehörte sie zu den Attributen eines Diplomaten, wie die Hirsche und Hunde zu den Attributen der Diana, der Göttin der Jagd, einst gehörten.

Diese schöne Zeiten, wenn man sie so nennen will, sind aber längst dahingegangen. In der Tänzerin war noch ein ächt sinnliches und natürliches Element, welches in die heutige Epoche nicht mehr hineinpaßt. Man ist zu materiell geworden, um noch einen Reiz zu verstehn, der zuerst mit der halben Enthüllung begann, und einen transcendenten Idealismus in das Spiel der Beine zu verlegen wußte. Die Diplomatie, welche seit dem Wiener Congreß bis zum Jahre 1848 wirkte und sich in diesem Zeit-Abschnitt lebensfroher und genußfähiger als je befand, mochte sich gern und naturgemäß dies gaukelnde, sinnlich heitere Völkchen der Pirouette zugesellen. Auch in anderen Kreisen war die Tänzerin die lustige Repräsentantin des eigentlichen Genußprincips geworden, und die Viveurs der damaligen Zeit glaubten einen Natur-Cultus zu feiern, wenn sie mit den Inhaberinnen weltberühmter Beine sich zu Tische setzten.

Die industrielle Epoche kennt keine eigentliche Sinnlichkeit, und die Tänzerin ist in den Schwarm

der gewöhnlichen Loretten verwiesen worden, aus dem sie kaum noch mit einer eigenthümlichen Physiognomie hervorragt. Die Schauspielerin hat seitdem das Geschäft und alle Gerechtigkeiten desselben mit den überwiegendsten Erfolgen gepachtet. Die Liebe bloß als Industriezweig und ohne alle Sinne zu treiben, ist die Schauspielerin, die schon in ihren Rollen nur der fremden und verstellten Leidenschaft dient, bei weitem mehr geeignet als die Tänzerin, in deren Sprüngen das eigene Blut der Sinnlichkeit pulsirt. Die Liebe der industriellen Epoche hat ihren eigentlichen elektrischen Reiz einzig und allein noch in den Stoffen, die der geliebte Gegenstand an seinem Leibe trägt. Es sind nur noch die goldbrocatene Weste und der Cachemireshawl, welche sich lieben und anziehen, und die eine rein reale Attraction untereinander bewirken, der die Individuen selbst, die keine andere Triebkraft mehr in sich tragen, Folge leisten müssen. Das einzige Ideal jedes Mädchens in Paris ist daher nur noch, Cachmires und Diamanten zu haben, und in diesen Besitzthümern liegt darum auch ihre ganze Liebefähigkeit und Leidenschaftlichkeit eingeschlossen. Was kann man noch lieben, wenn man Cachemires und Diamanten hat? Der Mann, der sie hergeben kann, muß Geld haben, und als Mann des Geldes wird er zugleich der Herr aller

Liebefähigkeit und aller Leidenschaftlichkeit, denn er kann sie ankaufen. Die Romanciers und Lustspieldichter im heutigen Paris sprechen es bereits ganz unumwunden aus, daß es das Laster ist, welches die heutige Epoche beherrscht, und der Ausdruck der falschen Biedermänner („les faux bonhommes“), der auf der französischen Vaudeville-Bühne erfunden worden, ist bereits für die Signatur der heutigen Männer in allen Ländern ein klassischer geworden. Aber, genauer betrachtet, sind diese Männer mehr die Männer des Stoffs als des Lasters, und dasselbe gilt von den Frauen, die neuerdings auch auf dem Vaudeville in dem Stück „les fausses bonnes femmes“ von Th. Barrière und Ernest Capendu unter diesem Gesichtspunct in Scene gesetzt worden.*) Zum Laster

*) Die fausses bonnes femmes machten aber durchaus kein Glück und fielen schon bei der ersten Vorstellung. Eine Wittwe aus der großen Welt spielt darin den Mephistopheles in Crinoline. Um ihre Nebenbuhlerin zu verderben, die ihr ihren Liebhaber abgewendet hat, welcher schon im Begriff gewesen sie zu heirathen, führt sie dieselbe in ihrer Gesellschaft nach Baden-Baden, umgiebt sie dort mit einem halben Dutzend liederlicher und prostituirter Frauenzimmer und läßt sie durch einen Fat, den sie überall auf ihre Wege stellt, compromittiren, um sie ihrem Bewerber zu verleiden und unmöglich zu machen. Aber dies gelingt nur halb, und das Drama schließt lahm und ungenügend. Die Schauspielerinnen wirkten darin nur durch ihre prachtvollen Toiletten, besonders die schöne Fargueil.

gehören aber Muth, Energie und im gewissen Sinne selbst Charakter, und dies sind Eigenschaften, die in der heutigen Epoche mehr und mehr aufhören, die Triebfedern der Handlungen im öffentlichen und socialen Leben zu sein.

Man steht jetzt überall nur auf dem Standpunkt des Stoffs, der in der politischen, sittlichen, socialen und geistigen Welt jetzt wahrhaft die ganze Zeit beherrscht. Das französische Kaiserreich ist die wahre Musterwirthschaft dieser neuen Zeit des Stoffes geworden. Die Freiheit, die napoleonische Idee, die Principien von 1789, die Ehre, die Liebe, die Leidenschaft, die Tugend, sind im Empire Stoff geworden, aus dem man sich glänzende Kleider angefertigt hat, welche die öde Situation mit so vielem Lustre als möglich bedecken.

Was sollte das napoleonische Kaiserthum mit der politischen Freiheit und den Ideen von 1789, die es auf seinem Schilde trägt, anfangen, wenn nicht das imperialistische Programm einen bloßen Machtstoff daraus geknetet hätte, der nach dieser Seite hin einen prächtigen und lockenden Faltenwurf schlagen will, ohne daß es noch dazu große Unkosten verursacht? Es mag ein besonderes Talent dazu gehören, die Idee blos als Stoff zu verwirthschaften, und daraus mit richtiger Berechnung den Vortheil einzustreichen, den

man erstreben will. Es ist das Talent der Schauspielerin, welche die Leidenschaften, die sie nicht hat, auf der Bühne so meisterhaft darstellt, und die auch im Leben, im Reich ihres Boudoirs und im Kaiserthum ihres Alkovens, die Liebe nur deshalb so glücklich und so ertragreich spielt, weil sie sich längst entwöhnt hat, in ihrem kalten Herzen eine Leidenschaft zu tragen.

Die berühmte Schauspielerin Mlle. Déjazet, die erst kürzlich wieder in ihrem bedeutend vorgerückten Alter die Bühne betreten und die ihr eigene Grazie der Frechheit mit ihrer alten, fast geistreich zu nennenden Kunst von neuem losgelassen, hat über dies Verhältniß das entscheidende Wort gesprochen. Sie sagte einmal: „Quand on se passionne, la réputation s'évanouit.“ Dieser Ausspruch trifft, wie so manches andere berühmt gewordene Bonmot der Déjazet, den Nagel auf den Kopf, denn es muß für eine Schauspielerin in allen Fällen als wahr gelten, daß ihre Reputation aufhört, sobald die Leidenschaft von ihrem Herzen Besitz ergreift. Eine in sich selbst leidenschaftlich gewordene Schauspielerin wird bald ihren Ruhm als Künstlerin verlieren, und auch ihre Reputation als Courtisane wird leiden, sobald sie anfangen wollte, als wirkliche Liebhaberin in diesem Berufe zu wirken. Ein liebendes Herz kann keine Ge=

schäfte machen, und wo keine Geschäfte gemacht werden, muß heutzutage aller Glanz und alle Reputation aufhören.

Die Schauspielerinnen entstehen auch heut nicht mehr aus dem Drang einer dämonischen Genialität, die aus ihren Kämpfen und Irrungen endlich einen offenen Ausweg im Theater und in den freien Gestalten der Kunst suchte. Das junge schöne Mädchen, das bis zu ihrem funfzehnten und sechszehnten Jahre in ihrer Familie lebt, und an deren Lectionen in Piano, Gesang und Sprachen die guten Bourgeois-Eltern ihre blutsauer erworbenen Francs gewandt haben, geht plötzlich der ganzen Familie im Lichte eines Handelsartikels auf. Seitdem man diesen Einfall gehabt, der das hübsche graciöse Kind mit den dunkelblitzenden träumerischen Augen auf das Theater führen soll, ist in das stille Familienzimmer fast die Bewegung einer Comptoirstube getreten, denn es wird seitdem unaufhörlich von Vater, Mutter und Geschwistern gerechnet. Man überschlägt, wie viel die Gage binnen Kurzem einbringen könnte, und nun wird das Letzte zusammengekratzt oder man verkauft Alles, um das Mädchen bei einem berühmten Theaterlehrer in Unterricht treten zu lassen, oder man sucht irgend eine Protektion auf, um einen Freiplatz im Conservatoire zu finden. Die Mutter gebärdet sich

jetzt gleich als der eigentliche Buchhalter des neuen Geschäfts, und sie wird künftig eine Hauptperson bei der ganzen Entreprise, denn sie leitet künftig nicht nur die Schritte ihrer Tochter auf dem Theater, sondern sie ist auch der Geschäfts-Vorstand ihres Cabinets, der die Angelegenheiten der Aventure bearbeitet, und dafür sorgt, daß das Capital der Schönheit und Leidenschaft immer nach dem besten Zinsfuß ausgethan und stets nur in baarer Münze umgesetzt werde. Die Mutter ist es gewöhnlich, welche der jungen Schauspielerin die erste Wirthschaft einrichtet, und, sobald der Stand der Geschäfte den ersten Anlage-Fonds entstehen läßt, das modische und prachtvolle Mobiliar, die Livrée für den Groom, das Cabriolet und die Ponys, womit die reizende Actrice selbst durch die Champs Elysées oder das Boulogner Wäldchen fährt, und die Juwelen und Stoffe für die Toilette auswählt. Denn das Alles ist nur die nothwendige Laden-Einrichtung, die zur wirksamsten Betreibung des Geschäfts gehört und eine Erhöhung der Preise rechtfertigt, durch welche der Luxus des äußeren Apparats doppelt und dreifach wieder herausgeschlagen wird. Die Mutter der Schauspielerin bleibt entweder die Führerin und Begleiterin auf ihrem Lebenswege, welche zugleich an der Contrôle sitzt und die Thür aufmacht, um hinter derselben sogleich wieder

zu verschwinden. Oder sie wird mit einer Pension zur Ruhe gesetzt, weil die Actrice es ihrem Charakter und vielleicht auch ihrem sonstigen Rollenfach, welches dem Genre des Kecken und Emancipirten angehört, angemessener findet, ohne den Apparat einer Mutter, die mehr für das sentimentale und Anstandsfach paßt, ihre Laufbahn fortzusetzen.

Oder der Schritt auf das Theater ist auch nur die zweite Position, die mit Hülfe des reichen Entreteneurs, dem das Mädchen zuerst in die Hände gefallen ist, und der sie durch seinen Einfluß bei irgend einer Bühne anzubringen weiß, unternommen wird. Bei den Pariser Theatern giebt es eine ganze Menge solcher Damen, die erst aus der Prostitution den Weg zur Bühne gefunden haben und dort nun Gelegenheit erhalten, entweder ein Talent, das sich wirklich in ihnen geregt hat, zur Geltung zu bringen, oder nun auf dem dramatischen Parnaß erst recht den Thron des Courtisanenthums zu besteigen. Einige Bühnen in Paris, wie die Délassements comiques auf dem Boulevard du Temple, das Lazari und andere haben sich förmlich zu einem Bazar von Mädchen-Schönheiten hergegeben, die an diesen kleinen Theatern schaarenweise engagirt werden und oft die auserlesensten Gestalten für jeden möglichen Anknüpfungspunct darbieten.

Diese Schauspielerinnen, deren Gaben und Talente sehr verschiedenartig sind, beziehen oft von ihrem Theater-Direktor keine Gage, der in vielen Fällen noch von dem Entreteneur der Dame ein bedeutendes Daraufgeld empfangen hat, um den Wunsch nach einer Stellung als Schauspielerin zu befriedigen. Je mehr geistige Lebhaftigkeit und natürliche Körperfrische die Lorette noch besitzt, desto mehr wird sie den Freund und Beschützer, den ihre Reize ihr gewonnen, mit ihren Bitten bestürmen, daß er ihr in einer Declamations-Schule Unterricht geben lasse und ihr dann bei irgend einem Theater in Paris ein Engagement verschaffe. Es mag ein Punct kommen, wo diesen gewiß oft mit den schönsten Thränen durchwaschenen Bitten nicht länger zu widerstehen ist, und derartige Scenen mögen um so rührender fallen, da es oft noch das Erwachen einer besseren Stimme des Innern und eine Art von Beschwichtigung des Gewissens sein kann, woraus der Wunsch der Lorette nach einer solchen, doch mehr oder weniger äußerlich ehrenhaften Stellung entspringt. Dann wird nichts mehr übrig bleiben, als für die theatralische Ausstattung der Lorette Sorge zu tragen, ihr glänzende Costüme machen zu lassen und sie zu dem Ende bei den ersten Mode- und Stoffhandlungen von Paris zu accreditiren.

Zuletzt, nachdem ein Theaterdirektor gefunden worden, muß dann auch für das Debut gesorgt werden, und hier handelt es sich um die Organisation des Erfolgs, die in den Pariser Theatern bekanntlich eine ganz systematische ist und in den künstlichsten Abstufungen nach einem festen Tarif betrieben wird. Es kommt dann darauf an, den Chef der Claque, welcher die Truppe des Beifalls befehligt, für das Programm des Abends in der angemessenen Weise zu gewinnen. Hat die Debutantin eine sentimentale und rührende Rolle, so muß der Thränen-Beifall (succès de larmes) organisirt werden. Es giebt dazu im System der Claque bestimmte Weinerinnen (pleureuses), die nach künstlicher Berechnung auf verschiedenen Stellen des Saals vertheilt werden, und man nimmt gewöhnlich an, daß zwanzig solcher Demoiselles, die bei jedem Act reichliche Thränenströme vergießen, für den Erfolg ausreichen. Der komische Succès wird ebenfalls meistentheils durch Frauenzimmer organisirt, die dem Publikum durch Grimassen und förmliche Lachkrämpfe das Beispiel geben müssen, wie man diese Couplets der Debutantin und ihre schalkhaften und zweideutigen Pointen von einer unendlich komischen Wirkung findet. Diese Zeichen der Anerkennung, sowie die Applaudissements überhaupt, sind noch das Billigste,

was der Preis-Courant der Bühnen-Erfolge gewährt. Am theuersten kommt das Bouquet-Werfen zu stehn, das aber natürlich nicht fehlen darf. Diese Bouquets stehen um so höher im Preise, wenn es der Entreteneur der Dame ist, der ihr dieselben werfen läßt. Der Autor des Stücks oder die Künstlerin selbst beziehen diese beliebteste der Ehrenbezeugungen um Vieles billiger.

Der Unterhalter der Schauspielerin wird also vor allen Dingen reich sein müssen, wenn er den Zweck dieser merkwürdigen Mission, die er in der gesellschaftlichen Welt übernommen zu haben scheint, erfüllen will. Er wird in der Regel ein Mann sein, dem die Aufgabe zugefallen, binnen Kurzem ein bedeutendes Vermögen zu ruiniren und der die liebenswürdige Genialität der Schauspielerin zur Hülfe rufen muß, um mit ihr aus Tausendfrancs-Noten Knallbonbons zu machen. Es ist keine Frage, daß es noch immer eine große Anzahl von Ehrenmännern dieser Art in Paris giebt, und namentlich sind es Franzosen, Russen und Engländer, welche um die Palme miteinander streiten, wer in kürzester Zeit die größten Summen mit einer Schauspielerin zu vergeuden im Stande ist. Der Unterhalter einer renommirten Schauspielerin macht jetzt nur noch durch die Massen Geldes, die er auf sie verwendet, Aufsehen, während

er in früherer Zeit, wo die Liebesverhältnisse der Actricen noch eine Saite der Romantik anschlugen, die bei dem ganzen Publikum wiederzuklingen pflegte, auch die Person des Entreteneurs als solche eine Rolle in der Pariser Gesellschaft spielte. Die tiefen Herzensleiden, welche die berühmte Mars mit ihren vielfach wechselnden Liebhabern zu bestehen hatte, die sie vorzugsweise aus dem Offiziersstande sich erkor, beschäftigten damals das Publikum mit allen Details, die man ganz genau erfuhr, und man war in allen Logen auf das Aengstlichste aufgeregt und gespannt, wenn die große Künstlerin Abends auf der Scene des Théâtre francais erscheinen sollte, von der am Morgen die Kunde durch ganz Paris gelaufen war, daß sie sich mit ihrem Freund überworfen oder von ihrem letzten Liebhaber verlassen worden sei. Es war dies eine höchst idyllische Zeit, und sie liegt noch gar nicht so entfernt hinter uns, wo man sich in allen Kreisen der Hauptstadt darüber beunruhigen konnte, daß Dlle. Mars ihrem ungetreuen Liebhaber gedroht habe, Gift zu nehmen, oder wo man alle Augenblicke zagend erwartete, sie werde sich in ihrer Liebesverzweiflung ganz und gar vom Theater zurückziehen.

Man versichert jedoch, daß in der heutigen Epoche, wo man für diese zarten Nüancen allerdings keinen

Sinn mehr hat, und wo der Liebhaber der Schauspielerin mehr und mehr in den Entreteneur übergegangen, seit einiger Zeit auch dieser letztere seltener zu werden anfange. In vielen Fällen scheint er nur noch eine mystische Person zu sein, die eigentlich gar nicht existirt, auf die aber das prachtvolle Mobiliar von Polysander und Nußbaumholz, die Goldspiegel, die Vasen, die Teppiche, die Spitzen, die Perlen und Diamanten, von der kleinen Schauspielerin am liebsten zurückgeführt werden. Man begegnet diesem Geber alles Guten zwar niemals, aber es gehört einmal zum traditionellen Glanz des Lebens einer Actrice, ihn zu haben, denn von wem sollten auch alle diese schönen Sachen herkommen? Die Gage ist zu klein, als daß nur die laufende Toilette in dem allerbescheidensten Maaßstab davon bestritten werden könnte, und es erfordert der Anstand, lieber eine einheitliche Person zu erfinden, deren Huldigungen dies abgewonnen worden ist, als den Ertrag einer Actien-Unternehmung der Reize darin offen zuzugestehen. Der modernste Ausdruck der Liebe ist aber heutzutage in Paris die Actien-Unternehmung, durch welche mit so großer Leichtigkeit aus dem Antheil Vieler ein ganzes Capital herausgebracht wird. Gewisse Absteige-Quartiere in Paris sind die eigentlichen Creditbanken der Schauspielerinnen geworden, in denen

sie die Vorzüge ihrer Person für ein großes Publikum anlegen und ihre Actien zu einem sehr hohen aber bestimmten Preise au porteur auszugeben pflegen. Diese Rendezvous-Orte der Schauspielerinnen, und jede Actrice hat dafür ihre bestimmten Tage und Stunden in der Woche, sind bekannt und haben ihren eigenthümlichen Charakter. Damen gewisser Art, die in vornehmen Quartiers von Paris große und bedeutende Wohnungen zu miethen pflegen, und darin auch wohl einige Pensionairinnen halten, geben ihre Appartements namentlich für die Schauspielerinnen zu Zusammenkünften jeder Art her, und sie haben ihre Habitués, die bei ihnen verkehren, und dort jede wünschenswerthe Bekanntschaft machen. Parent-Duchatelet beschreibt in seinem klassischen Werk über die Prostitution von Paris (I. 497.) diese Rendezvous-Orte der Schauspielerinnen und Figurantinnen in der glänzendsten Art, und liefert dadurch zugleich den Beweis, daß diese eleganten Absteige-Quartiere für die Behörden der Sittenpolizei stets sehr durchsichtig gewesen sind. Man versammelt sich bei diesen Frauen auch zu Diners, wo man sich mit den verschiedensten Personen finden kann, und die ihren Charakter nach den Umständen tragen. Die Schauspielerinnen treffen aber auch hier auf Specialmissionen ein, durch welche sie herbeigerufen werden. Im

Sommer wohnen diese Quartierhalterinnen auf dem Lande, besonders in Passy, und hier wird die Villeggiatur der Prostitution in den angenehmsten Situationen geführt.

Die Vermischung der Schauspielerin mit der Lorette wird hier schon auf das Vollständigste vollbracht, wie dies auch bei den Parties fines in Maison dorée und bei anderen derartigen Restaurants bereits in der ausgreifendsten Weise der Fall ist. Es scheinen dabei auf Seiten der Schauspielerinnen auch von vornherein keine großen Bedenken zu herrschen, denn die Courtisanen erster Klasse, die auch einen Salon zu halten pflegen, legen einen großen Werth darauf, in demselben auch Schauspielerinnen erscheinen zu sehen, und erlangen dieses Glück auch sehr häufig und in reichlicher Anzahl. Die bekanntesten Schauspielerinnen, und keineswegs blos solche, die den kleinen und verdächtigen Theatern angehören, verkehren in diesen Courtisanen-Salons, in denen gewöhnlich die Unterhaltung darin besteht, Karten zu spielen. Auch die Schauspielerin öffnet in ihrem Hause ihre Salons, und man sieht in denselben, daß sie keineswegs so unabhängig ist wie die Courtisane, die ihren Umgang bei weitem mehr nach ihrer Laune, nach ihrem persönlichen Gefallen und nach ihren vortheilhaftesten Berechnungen wählen kann. Die Schauspielerin, die

sich zugleich als Künstlerin behaupten muß, wenn sie nicht die ihr von dieser Seite her entstehende Folie verlieren will, muß zugleich mit einer Menge von Menschen, die ihr sonst höchst gleichgültig sein würden, intime Verhältnisse unterhalten. Schon um Rollen zu bekommen, muß sie mit Directeur und Regisseur zärtliche Einverständnisse pflegen, und es gehört dies in Paris gewissermaßen zu den organischen Einrichtungen jedes Theaters, die schon hier bedingen, daß die Liebe ein Theil des Geschäfts wird. Dann kommen zunächst die Tageskritiker und Feuilletonisten, welche die Chronik von Paris schreiben und im Reiche der Reclame herrschen. Mit ihnen muß ein besonders vertrauter Bund geschlossen werden, denn es kann noch nichts helfen, daß die Direction sie auch in guten Rollen auftreten läßt, es muß nachher wie vorher auch der nöthige Lärmen darüber sich verbreiten, weil davon der ganze Nimbus der Schauspielerin sowohl beim Publikum wie bei den Kreisen, auf welche sie vorzugsweise spekulirt, abhängt.

Die intime Verbindung zwischen Schauspielerinnen und Literaten, die zu dem typischen Charakter dieser Sphäre gehört, gränzt leicht an ein gewisses cameradschaftliches Zusammenleben, das ein eigentlich leidenschaftliches Verhältniß eher zu hindern scheint. Man nennt sich Du in diesem Kreise, man raucht

und trinkt zusammen, man neckt sich bei seinen Spitznamen und bei den geheimsten Beziehungen, und wenn die Actrice in die tollsten Wirbel ihrer Laune geräth, entstehen tumultuarische Scenen der barockesten Art, und ihr Kleid hochhebend, stülpt sie dem nicht in allen Dingen fügsamen Kritiker ihre Crinoline über den Kopf, um ihm zu beweisen, daß er sein Urtheil ganz und gar ihren Reizen unterwerfen müsse. Denn es giebt Orgien in dieser Sphäre, die einer mörderischen Schlacht gleichen, und wenn die Drôlesse der französischen Schauspielerin sich bei den Vorposten-Gefechten erschöpft hat, schwingt sie sich da, wo sie ungenirt sich selbst überlassen ist, zu einem Gipfel der Gemeinheit empor, auf dem sie ein fast großartiges Darüberstehen über allen socialen Traditionen an den Tag legt. Gegen diese Bacchantin ihrer eigenen Tollheit, (die Sinne kommen dabei gar nicht in Betracht) ist Alles, was man in deutschen Schauspielerinnenkreisen sehen kann, und wenn es das Aergste wäre, beinahe nur ein patriarchalisches Stillleben. Das Familienleben, dem die deutschen Schauspielerinnen jetzt großentheils angehören, hat hier freilich am meisten dazu beigetragen, die wilden Sitten eines Standes zu mildern, der schon durch seine Kunst sich berechtigt hält, überall die socialen Schranken zu überschreiten. Diese Abdämpfung der Schauspieler-

Natur durch solide Hauseinrichtung, geheimräthliche Dressur der Persönlichkeit und durch Coupons-Abschneiderei, macht sich allerdings auch in der eingetrockneten Darstellungskunst auf dem heutigen deutschen Theater bemerklich, besonders in Rollen, wo es sich um ein außergewöhnliches, geniales Naturell und um das Spiel tiefer Leidenschaften handelt.

Die französische Schauspielerin, welche die eigenthümliche Stellung ihres Standes auch gesellschaftlich und persönlich mit der größten Freiheit und Rücksichtslosigkeit ausgeprägt hat, wird darum in gewissen geheimnißvollen Tiefen und Untiefen ihrer Kunst immer eine unübertreffliche Meisterschaft behaupten. Sie hat es dabei nicht zu bedauern, daß sie mit der bestehenden Gesellschaft auf einem gespannten Fuße lebt, denn theils weiß sie sich diese Gesellschaft mehr und mehr in ihre eigenen magischen Kreise herüberzulocken, theils ist sie sich genau bewußt, daß sie durch den gesellschaftlichen Zwang an ihrer Kunst und an ihren Geschäften den größten Schaden nehmen würde. Eine seltsame Anomalie bietet in dieser Beziehung die Sängerin dar, die in Frankreich häufig ihre sociale Position gegen die der Schauspielerin zu unterscheiden weiß, und deshalb auch danach strebt, eine berechtigte Aufnahme in der Gesellschaft zu finden. Die Sängerin verheirathet sich daher gern auf eine

ganz legitime und regelmäßige Weise, und sieht dabei sehr genau auf die gesellschaftliche Stellung, welche sie durch diese Heirath außerhalb der Theatersphäre erlangen kann, während die Heirath, welche die Schauspielerin schließt, immer specifisch dem Theaterhandwerk angehört und aus der Couliſſe hervorgegangen ist. Die verheirathete Sängerin wird dann eine willkommene und ganz ebenbürtig empfangene Figur in den vornehmsten Salons, in denen man auf die Annehmlichkeit Werth legt, von einer berühmten Stimme profitiren zu können, ohne diese zauberhafte Nähe durch ein Zugeständniß der Convenienz erkaufen zu müssen. Denn ebenso wenig schadet es dem Gatten der Sängerin, welchem Range er auch angehören mag, in seiner gesellschaftlichen Reputation, daß er auf diese Weise eine Alliance mit einer Theater-Persönlichkeit geschlossen. Es sind dies Spielarten des socialen Eigensinns, die gerade deshalb, weil man ihren Grund nicht leicht einsieht, einen erhöhten Reiz und eine unbestrittene Geltung haben. Daß die Sängerin bloß mit der Kehle singt, scheint der vornehmen Gesellschaft schon eine Art von Garantie für dieselbe eingeflößt zu haben. Eine Tänzerin würde darum, und wenn sie einen der ersten Würdenträger des neuen Kaiserreichs geheirathet hätte, niemals diese gesellschaftlichen Garantieen darbieten

können, weil man selbst hinter der sorgfältigsten Salon-Toilette doch niemals den sprühenden Focus ihrer Beine hinlänglich verwahrt glauben würde. Und bei der Schauspielerin, bei der eigentlich Alles mitspielt, was sie am Leibe hat, ist dies in einem noch viel umfassenderen Grade der Fall. Die Salon-Damen lehnen daher diese Concurrenz noch mit der verächtlichen Bezeichnung des Handwerks ab, doch werden die heutigen Salons in Paris auch diese Ausschließlichkeit nicht mehr lange behaupten können. Einzelnen Persönlichkeiten gegenüber, die zu sehr über das gewöhnliche Niveau hinausragten, hat sie nie ganz Stand halten können. So war Rachel, die letzte Hohepriesterin der Tragödie im großen Stil, auf allen Höhepunkten der französischen Gesellschaft willkommen, wo sie sich nur einstellen wollte, und man rechnete über andere Dinge, die mit dem Hohepriesterthum nicht im völligen Einklang standen, schwerlich mit ihr ab. —

IV.

Die inneren Kämpfe im Empire, und die Ideen von 1789.

Es giebt im heutigen Kaiserreich im Grunde nur noch drei Parteien, von denen jede einen großen Topf bildet, in welchem einstweilen die verschiedenartigsten Ingredienzien zusammengeschüttet liegen. Die erste Partei ist die kaiserliche Partei, die am Hof, in der Armee und in den Beamtenklassen wurzelt, und für welche das Empire unter allen Umständen der in ihren Händen befindliche Trumpf ist, den sie spielen müssen, wenn sie gewinnen wollen. Diese eigentlich napoleonische Partei, welche der erste Topf am Feuerheerde des Kaiserthums ist, bildet zugleich jetzt das vorherrschend conservative Staatselement, das Element der Ruhe und Ordnung, das bei den auswärtigen Mächten die Friedensgarantieen des napoleonischen Kaiserthums von Tag zu Tag erhöhte, und im

Werthe steigen ließ. Louis Napoleon hat in der letzten Zeit auch die kleinere Bureaukratie nicht verabsäumt, denn sie ist im Grunde, neben der Armee, der wichtigste Einschlag in die napoleonische Verfestigung der französischen Gesellschaft, da die Sicherheit und Wohlgenährtheit des Beamtenstandes zugleich die Erhaltung der Familie gerade in der breitesten Mitte der Gesellschaft betrifft. Das constitutionelle Regime hatte das französische Beamtenthum unsicher gemacht, da die rasch aufeinander folgenden Ministerwechsel, namentlich unter der Regierung Louis Philipps, auch der Mehrzahl der Beamten beständig den Stuhl vor die Thür setzten und dadurch schon während der Amtsführung Mißtrauen, Tergiversation und finanzielle Ausbeutung der Stellen verursachten. Darüber ist das Empire weit hinaus, denn es kann innerhalb des napoleonischen Kaiserthums, das in dem Willen des Kaisers und angeblich auch in der napoleonischen Idee und in den Ideen von 1789 fest ruht, keinen Systemwechsel mehr geben. Die Beamten sind dadurch stabil geworden und wirken für die Stabilität des Kaiserthums selbst. Man muß erstaunen, wie weit es bereits gelungen ist, eine napoleonische Bureaukratie auszubilden, die eine bürgerliche Ergänzung der Armee geworden ist, und ihren Diensteifer für das Kaiserthum wenigstens äußerlich

nicht genug an den Tag legen kann. Die Arbeiter gehören nicht in diesen Topf, denn allen Liebkosungen und Wohlthaten wird es nicht gelingen, aus ihnen eine kaiserliche Partei zu machen.

In dem zweiten Topf werden Diejenigen gekocht, welche sich unter keiner Bedingung mit dem napoleonischen Kaiserthum vereinigen mögen, die aber ihren Platz am Heerde nicht haben aufgeben wollen. Es ist die Speise der Zukunft, welche in diesem Topf brodelt, und die aus allen feindlichen Elementen, welche das Kaiserthum nur irgend gegen sich hat, ohne Rücksicht auf ihre sonstige Zusammengehörigkeit bereitet wird. Die Trümmer der alten Parteien liegen darin in einer nahe gerückten Gemeinschaft zusammen, wie man sie schon früher wohl, und dann in den unheilvollsten Momenten der französischen Geschichte, mit einander betraf. Der erbgetreue, rein monarchische Legitimismus, der wenn auch nur in kleinen Stücken vorhandene constitutionelle Orleanismus, die volkssouveraine Demokratie, die Ueberreste der freien Wissenschaft und Forschung, der republikanische Socialismus und alle oppositionelle Intelligenz des Jahrhunderts sind in dieser gleichen Stellung, welche ihnen das Kaiserreich zu sich angewiesen, und in der Ohnmacht der Position, die ihnen dadurch nicht minder bereitet worden, mit allen ihren Schwänzen ineinan-

der gewachsen, und bilden in dieser Gruppe einen wahren Rattenkönig, der an dem starken Feuer des Empire hinlänglich schwitzen und schmoren mag. Schon diese Figur, welche das Parteien-Conglomerat des zweiten Topfes zeigt, deutet auf die innere Unbeweglichkeit dieser eigentlichen Feinde des Kaiserthums hin. Wer so lange still liegt unter der Gewalt eines mächtigen Gegners, muß zuletzt die Kraft verlieren, sich zu bewegen, und dies ist bei den Parteien Frankreichs, die sich nicht mehr erheben, sondern nur noch ineinander wachsen konnten, bereits so entschieden zu Tage getreten, daß die Unmöglichkeit eines Umsturzes der kaiserlichen Dinge durch eine innere Partei- und Volksbewegung bereits so gut wie bewiesen zu sein scheint. Dagegen ist unter diesen Umständen die Gefahr gewachsen, daß das Kaiserthum nur noch einem verhängnißvollen Ereigniß von Außen her weichen könne, was die gegen das Leben des Kaisers gerichteten Attentate auf eine so unheilvolle, die verderbliche Situation nach allen Seiten hin bloßlegende Weise bestätigt haben.

Im dritten Topfe, den wir am Heerd des Kaiserthums erblicken, zwitschern dagegen noch mehrere buntgefiederte, lustige Vögel, die aus den Idées napoléoniennes das Stichwort der imperialistischen Demokratie aufgefangen haben und nun in Va-

riationen, die sehr erbaulich klingen aber doch auch wieder ihre sehr schmerzhafte Resonanz haben, das Lied von der Verbindung des Kaiserreichs mit der Freiheit, von der Einheit des Empire und der Demokratie, singen. Diese Vögel, die aber schon kaiserlich angebraten sind an Fleisch und Bein, bestehen meist aus den Ueberläufern der alten Parteien, die aber noch hüben und drüben etwas gelten möchten, und entweder bei ihrem Gewissen oder bei ihren alten Freunden nur für solche Biedermänner angesehen sein wollen, die rein nur um der Freiheit willen in das kaiserliche Lager übergegangen sind, und die gerade noch zur rechten Zeit erscheinen, um der Hochzeitsfeier des Empire mit der Demokratie beizuwohnen. Es sind dies die Stellenjäger auf allen Gebieten, die Männer jeder vortheilhaften Situation, dann besonders auch die Publizisten und Journalisten, welche die große Carrière der Schreibfeder, die man noch unter Louis Philipp machen konnte, nicht vergessen haben.

Unter diesen Gelegenheitsmännern, die in dem dritten Topf am Kaiserheerde so rührig und allbeweglich herumkrabbeln, darf man sich nicht wundern, Figuren, wie Herrn Emil von Girardin, noch immer obenauf, und den Kopf über alle andern hervorsteckend, zu erblicken. Aber während, um mit Shakspeare zu

reden, „Lady Metze am Feuer stehen und stinken darf," was so ganz natürlich ist, fangen auch die staatsmännischen Notabilitäten aus der Zeit Louis Philipps bereits an, in den Topf zu spazieren, was neulich bei der Wiedereinsetzung des Herrn Dupin (André Marie) in seine Stelle als General-Procurator am Cassationshofe zu einer ungemein feierlichen Komödie führte. Der ältere Dupin, einst ein orleanistischer und constitutioneller Mann vom Kopf bis zur Fußzehe, und mit einem besonderen Talent Virtuose aller Aalbewegungen in der parlamentarischen Epoche, hatte jedoch erst im Jahre 1852 sein Amt als General-Procurator niedergelegt, um, wie er jetzt in seiner Rede bei der erwähnten Feierlichkeit sich ausdrückte, mit größerer Freiheit die fromme Pflicht zu erfüllen, welche ihm der letzte Wille des unglücklichen Königs Louis Philipp aus der Verbannung auferlegt hatte, indem er ihm auftrug, als Vollstrecker seines Testaments die Privat-Interessen seiner Familie zu wahren. Obwohl diese Aufgabe noch keineswegs ihre vollständige Erledigung gefunden haben kann, wie auch bei dieser Gelegenheit durch eine öffentliche Erklärung der übrigen Testaments-Executoren sich bestätigt hat*), so glaubte doch Dupin jetzt dem Ruf

*) In einem Schreiben im Spectateur, welches von den Herren Duc de Montmorency, Comte de Montalivet und

des Kaisers, der wieder zu ihm in seine Einsamkeit gedrungen sei, entsprechen zu müssen. Seine Versicherung, er habe von jeher Frankreich und niemals den Parteien angehört, bezeichnete mit der ihm eigenen klugen Phraseologie die Hängebrücke, auf welcher er mit so vielem Anstand als möglich in den kaiserlichen Dienst zurückgekehrt ist. Wie sehr man dies von kaiserlicher Seite her zu erleichtern geneigt ist, ging bei jenem bemerkenswerthen Rede-Actus aus der Gegen-Complimentirung des Herrn Troplong hervor. Troplong, jetzt der erste Präsident des Pariser Cassationshofes, hat in Reden und Schriften

---

A. Scribe unterzeichnet ist, erklärten die Testaments-Executoren: „rechtlich sei diese Aufgabe nicht erfüllt, so lange die Liquidation des Nachlasses noch zu bewerkstelligen, so lange die Söhne Louis Philipps noch die Herausgabe des väterlichen Erbes erwarten, und die wirklichen oder zukünftigen aus der Liquidation hervorgehenden Schwierigkeiten noch zu regeln sind. Thatsächlich aber müsse bemerkt werden, daß die Testaments-Exekutoren nicht bloß mit der Ausübung des Willens des Königs betraut waren; sie hätten von der ganzen Königlichen Familie die Ehre einer viel ausgedehnteren und viel intimeren Aufgabe angenommen: die Aufgabe, als Beiräthe alle Operationen zu leiten, als Schiedsrichter und Vermittler alle Fragen zu entscheiden, welche die Anwendung der Decrete vom 22. Juni 1852 (die Confiscations-Decrete) die für die Prinzen des Hauses Orléans den Familien-Acten und dem gemeinen Rechte substituirt worden, nothwendig hervorrufen mußte. Es fehle noch Viel daran, daß diese doppelte Aufgabe ihr Ende erreicht habe."

immer ein großes Talent bewiesen, den Nagel der napoleonischen Principien auf den Kopf zu treffen, und über die Verbindung der Freiheit mit dem Kaiserreich einen gewissen philosophischen Nimbus auszubreiten. Er entwickelte darum auch bei dieser Gelegenheit wieder den neukaiserlichen Grundgedanken, daß die Institutionen des Kaiserreichs von den Prinzipien von 1789 inspirirt seien, und daß, wenn das Gesetz der Ausdruck des allgemeinen Willens ist, es keine loyalere Regierung gebe, als die, welche zur Basis das allgemeine Stimmrecht hat, und welche die Freiheit als Summe der Zugeständnisse, die ein Volk nur verlangen kann, zum Dach ihres neuen Gebäudes gemacht hat. Es sind dies zwar nur Worte, Worte, Worte, aber Worte, die zum kaiserlichen Programme gehören und die den eigentlichen Dunstkreis desselben bezeichnen, in dem auch noch eine principielle Debatte möglich scheint, aber freilich nur in der Tragweite eines Vogelbauers, worin der unvorsichtig Auffatternde sich sogleich den Kopf an den Stangen zerstoßen muß. Es war aber eine besondere Aufmerksamkeit für Dupin, daß er bei seinem Eintritt in den Kaiserdienst mit den großen Glocken begrüßt wurde, die Freiheit und Empire läuten, ohne Zweifel, um ihm dadurch die Consequenz

zu erleichtern, was Anderen von geringerem Schlage nicht so leicht wiederfährt.

Eine kleine, nur ganz geheim zuckende Controverse in jenem Redespiel ist aber auch nicht zu übersehen, sondern vielmehr als höchst charakteristisch für alle Betheiligten anzuerkennen. Dupin betonte in seiner Antrittsrede zugleich, daß der Kaiser ihm freiwillig entgegengekommen und ihn aufgesucht habe („aujourd'hui que la bienveillance spontanée de l'empereur venant me trouver“ —). Dies glaubte aber doch der feine Meister Troplong nicht hingehen lassen zu dürfen, und schlagfertig wie er ist, gab er nun mehr als deutlich zu verstehen, daß der Kaiser die angebotenen Dienste anzunehmen für gut befunden habe. („Et pourquoi l'Empereur avait-il hésité a vous permettre de consacrer au service de la justice, qui est aussi le sien, votre grande renommée judiciaire“?)

Jedenfalls mußte aber jetzt großer Jubel im kaiserlichen Lager darüber herrschen, daß man ihn jetzt hatte, einen Mann wie Dupin, den eigentlichen Hausfreund der Orléans, denselben, der einst in der Deputirten-Kammer von 1815 für die Abdankung des Kaisers Napoleon gestimmt und der sich mit seinem großen Einfluß gegen die Absicht erklärt, einen Napoleon II. zum Thronfolger auszurufen, der dann ein

Grundpfeiler des Julithrones wurde, der in den Februartagen die Herzogin von Orléans mit ihren beiden Prinzen in die Deputirten-Kammer geleitete, und die Abdankung des Königs zu Gunsten des Enkels und die von dem König beschlossene Uebertragung der Regentschaft auf die Herzogin der Kammer empfahl. In diesem Jubel wurde aber Dupin jetzt nicht nur von Neuem zum General-Procurator des Cassationshofes, sondern zugleich zum napoleonischen Senator ernannt, welche Ehre ihm gleichzeitig mit Herrn Cochelet, dem Sohn der ehemaligen Gouvernante der Königin Hortense (und der Verfasserin so liebenswürdiger Memoiren über die Mutter des Kaisers) wiederfahren ist. Die Gewinnung Dupins ist in Frankreich wie im Auslande als ein wichtiges Zeichen von der vorgeschrittenen inneren Befestigung des neuen Kaiserreichs aufgenommen worden. Vielleicht hat es aber auch Manche, die in dem dritten Topfe zappeln, versucht, noch heftiger als sonst nach dem imperialistischen Freiheitsköder zu schnappen und sich in die vermeintliche Substanz desselben zu verbeißen. Und eine Aufregung dieser Art konnte in der That nahe liegen, wenn man sah, wie der vierundsiebzigjährige Nestor des französischen Parlamentarismus, der seit 1815 Mitglied aller Kammern, und acht Male ihr Präsident gewesen, der das con-

stitutionelle Wesen in Frankreich als Amme an seiner Brust gesäugt und als Mentor an seiner Hand gehen gelehrt, nun diesen festlichen und hochwillkommenen Einzug in die offizielle Welt des Empire hielt.

Es war begreiflich, daß sich einen Augenblick lang sogar eine Verwirrung darüber erzeugen konnte. Einige Leute fingen jetzt plötzlich an, mit der Einführung einer „constitutionellen Opposition“ im heutigen Kaiserreich sich zu schaffen zu machen, worauf ohne Zweifel die imperialistische Transfiguration Dupins die Phantasie hingelenkt hatte, nachdem schon zuvor die neuen Wahlen zum legislativen Körper im Sommer 1857 die wunderlichsten Hoffnungen in den Gemüthern verbreitet. Man hatte bei diesen Wahlen schon das Experiment versucht, Demokraten und Republikaner in die Legislative zu bringen, und die Namen Cavaignac, Carnot, Goudchaux, Henon und andere waren plötzlich mit einem seltsamen Klang wieder aus den Wahl-Urnen hervorgegangen. Zwar schien es auf der einen Seite, als ob es dabei nur auf eine Demonstration gegen das Kaiserthum angekommen wäre, denn die wirkliche Annahme der Wahl besonders von Seiten Cavaignac's und Carnot's wurde von vorn herein als zweifelhaft hingestellt, weil man nicht für möglich halten konnte, daß diese Koryphäen der französischen Demokratie den Eid der

Treue gegen Verfassung und Kaiser bei ihrem Eintritt in das Corps législatif leisten würden. Der General Cavaignac hatte auch noch zwei Tage vor seinem Tode einen seitdem veröffentlichten Brief an den Obersten Charras geschrieben, worin er bestimmt erklärte, daß er diesen Eid nicht leisten würde. Man konnte sich von dem consequentesten Mann seines Jahrhunderts auch in der That keiner anderen Entschließung versehen, und Carnot, der diesem stählernen republikanischen Charakter vollkommen gleicht und ihn vielleicht nur noch schroffer und systematischer in sich ausgebildet hat, sandte bei Eröffnung der Legislativen dieselbe auf die Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen hindeutende Erklärung ein, während mehrere andere oppositionelle Abgeordnete allerdings diesen Verfassungseid leisteten.

Dies war jedenfalls schon ein Schauspiel, welches der kaiserlichen Regierung nicht angenehm sein konnte, und sie bereute es auch ohne Zweifel, soviel Spielraum der freien Bewegung innerhalb der neuen Institutionen verstattet zu haben. Der Kaiser beschloß, daß künftig schon die Wahlcandidaten den Verfassungs-Eid leisten und nur nach vorgängiger Erfüllung desselben gewählt werden könnten. Denn diese Vorgänge glichen zu sehr einem Aufruf an die demokratische Partei, die bei dieser Gelegenheit den Vortheil

gehabt hatte, sich in ihren noch durch das Land bestehenden Verzweigungen zu prüfen und gewissermaßen ihre numerische Stärke überschlagen zu können.

Nichtsdestoweniger hat sich aber das napoleonische Kaiserthum mit einer Art von Parlamentarismus umgeben, und parlamentarische Institutionen werden immer mehr oder weniger an die Freiheit erinnern, wie beschränkt sie auch in ihrem Einfluß auf das wirkliche Staatsleben sein mögen. Das napoleonische Kaiserthum hat zwar an sich und in seinem Princip so wenig mit parlamentarischen Einrichtungen zu schaffen, daß man, wenn es seinen Ursprung und seine Berechtigung nicht fortdauernd aus den 7,400,000 Wahlstimmen herleitete und dadurch der Volksrepräsentation eine so fundamentale und nicht mehr bei Seite zu schiebende Stelle einräumte, nicht begreifen würde, warum es sich eigentlich den Parlamentarismus hält. Denn zeugen will und kann es mit demselben nichts. Das Kaiserthum befindet sich mit dem Parlamentarismus mehr oder weniger in der Lage wie ein Impotenter mit seiner Maitresse, die er sich gleichwohl zum Staat hält, und mit der im befriedigendsten Einvernehmen zu stehen, als eine ganz besondere Schmeichelei für ihn ausgelegt werden kann.

Weil aber das Kaiserthum noch immer, und man wird bald sagen mit einer gewissen Großmuth, daran

festhält, seine Legitimität aus den Volkswahlen und aus dem allgemeinen Stimmrecht herzuleiten, so wird auch selbst in der offiziellen Sprache des Empire von Zeit zu Zeit immer wieder von der Freiheit die Rede sein müssen. Zuweilen nimmt diese Sprache dann einen plötzlichen, fast passionirten Aufschwung, und man glaubt eines schönen Morgens in Paris, man brauche sich nur noch die Augen zu reiben, um wirklich den Tag angebrochen zu sehen, wo die Weissagung der „napoleonischen Ideen" in Erfüllung gegangen ist, und wo die dort ausgesprochen Worte Louis Napoleon's*): „l'Empereur doit être considéré comme le Messie des idées nouvelles" in jedem Hause und auf allen Straßen zur Anwendung gekommen sind. In allen Blättern ist dann davon mit der ernsthaftesten Stimme von der Welt die Rede, und wer in solchen Augenblicken die kühnsten und geschicktesten Wendungen ersinnt, die zu Nichts verpflichten und doch einen gewaltigen Klang haben, der hat die größten Ansprüche auf einen Preis zu machen.

Diese eigenthümlichen Hebel, die doch nur dazu dienen können, die Maschinerie nicht rosten zu lassen, wurden beim Beginn der neuen Session des legis-

---

*) „Des idées napoléoniennes" ch. II. in den Oeuvres de Louis Napoléon Bonaparte T. I.

lativen Körpers von 1857 auf 1858 von neuem mit einer bewundernswürdigen Virtuosität in Bewegung gesetzt. Selbst die officielle „Patrie“, in der die Feder eines gewissen Charles Schiller besonders thätig ist, machte in diesen Tagen eine Erfindung, die als wahres Kaiser=Parfüm in alle bonapartistischen Nasen stieg. Sie erfand „die Demokratie ohne die Revolution,“ und sammelte in einigen Artikeln, welche dies neue Stichwort glänzend verfochten, einige der pikantesten Strahlen der heutigen imperialistischen Politik in sich auf. Das Kaiserreich wurde darin als die „Demokratie ohne die Revolution“ neu verkündet, und es wurde hinzugesetzt, man müsse es mit dieser „heilsamen Unverträglichkeit“ annehmen, wenn man nicht die Revolution ohne die Demokratie haben wolle. Das officielle Blatt öffnete aber zugleich alle Schleusen seiner Beredsamkeit, um den Charakter des Kaiserreichs dahin zu erklären, daß derselbe in nichts Anderem als in der sogenannten wahren und ächten Demokratie bestehe. Der Charakter, die Doctrinen, die Zwecke des Kaiserreichs ließen sich eben nur in dem Worte: Demokratie zusammenfassen und erschöpfen. Etwas künstlicher noch nimmt sich der prächtig geflochtene Schweif aus, welcher der Kaiser=Statue der Demokratie angeklebt wird, indem es hinterher heißt: „Die Freiheit mit den Sitten versöhnen,

sie nach den Interessen der moralischen Ordnung der Gesellschaft regeln, das ist die zu lösende Aufgabe des Kaiserreichs."

Fast in Uebereinstimmung mit diesen officiellen Phrasen, und wie durch dieselben hervorgelockt, eröffnete sich gleichzeitig eine Debatte in dem Courrier de Paris, einem Blatt, das erst neuerdings erstanden und einem Speculanten, dem spanischen Hofagenten Herrn Prost, seine Entstehung verdankt. In den Artikeln dieser Zeitung handelte es sich plötzlich um nichts Geringeres, als um die hereinbrechende Morgenröthe einer „constitutionellen Opposition", die man am Himmel des Kaiserreichs schon ganz deutlich und unverkennbar aufgehen sehn wollte. Der Refrain dieser Artikel, die sofort ein gewaltiges Aufsehn erregten, war der, daß das Kaiserreich und die Freiheit sich ebenso leicht versöhnen könnten, als das Kaiserreich und der Friede. Es wurde ganz laut gefragt, warum das Kaiserreich, welches der glorreiche Frieden sei, denn nicht auch die fruchtbringende Freiheit sein könne? Und auf diese so ungemein naive Frage wurde dann mit der Klugheit der Schlange, die sich in ihren eigenen Schwanz beißt, geantwortet: „Das Kaiserreich, welches der Friede ist, kann daher auch die Freiheit sein." Diese Logik, welche die Logik der aschgrauen Möglichkeit ist, gab sich zugleich den An-

schein, das: „gutgebrüllt, Löwe!“ sich mit vollen Lungen zu verdienen, und man war im Lande geneigt, der Sache ein um so größeres Gewicht beizulegen, als man erfuhr, daß diese Artikel von Emil von Girardin herrührten und vielleicht sogar durch den Prinzen Napoleon inspirirt seien. Der kurze, wenig Umstände machende, pikante Schlagstil des Herrn von Girardin war auch sogleich in diesen Artikeln erkannt worden, die zu Anfang des Jahres 1858 unter den pompösen Ueberschriften: „Europa, Frankreich, das Kaiserthum und die Presse“, „Autorität und Freiheit“, „ministerielle Verantwortlichkeit und constitutionelle Opposition“ einen neuen Wendepunct des Kaiserthums ansagen und begründen wollten.

Das Programm der constitutionellen Opposition wurde als ein schon fertiges den Lesern des Courrier de Paris dargereicht, und viele Leute merkten nicht gleich, daß es nur eine wohlgefertigte Attrape war, die vor ihren überraschten Blicken aufgestellt wurde. Das Programm hieß: „Kaiserthum und allgemeines Stimmrecht als Grundlage; Autorität und Freiheit als Mittel; Stabilität und Fortschritt als Ziel.“ Dies wurde folgendermaßen entwickelt: „Die Demokratie ist im heutigen Kaiserreich zur Herrschaft gelangt, sie besitzt ihre Dynastie und hat ihre Fahne aufgepflanzt. Das politische Werk ist vollendet, aber

das sociale beginnt erst jetzt. Alles Gute, was die Vergangenheit gebracht hat, wird die Demokratie beibehalten; aber sie muß eine bessere Zukunft suchen, und zwar ohne Zagen und Bedenken. Mit dem allgemeinen Stimmrecht hat Frankreich sich die freieste und demokratischeste Verfassung gegeben; mit dem Kaiserreich hat es sich die Stabilität gegeben. Das Kaiserreich giebt dem Staatsoberhaupt viel Autorität, und das allgemeine Stimmrecht giebt dem Volke große Freiheit. Das Erste schließt aber das Zweite nicht aus."

Ein solches Raketen-Geprassel war kaum noch in der neuen Aera des Kaiserreichs losgelassen worden. Die Leuchtkugeln, wenn sie auch zerplatzten, sobald man ihnen länger nachsah, waren doch mit einer großen Geschicklichkeit geworfen, und konnten zugleich zu einer neuen Verherrlichung des Kaiserthrones dienen. In dieser Beziehung war auch die Debatte, welche der Courrier de Paris mit einem englischen Blatte über die Verantwortlichkeit der Minister anfing, von besonderem Interesse. Das englische Journal hatte behauptet, daß eine constitutionelle Opposition ohne eine Verantwortlichkeit der Minister nicht bestehen könne. Der Courrier suchte nun das Gegentheil zu beweisen, indem er meinte, daß Louis Napoleon in allen seinen öffentlichen Handlungen den-

selben Gedanken ausgesprochen und sich deshalb auch das Recht vorbehalten habe, den gesetzgebenden Körper aufzulösen.

Diese Debatten im Kaiserreich sind für die ganze heutige Physiognomie desselben, und für die Deutung seiner Gegenwart und Zukunft, zu wichtig, um nicht noch einen Augenblick lang dabei stehen zu bleiben. „Der Kaiser," sagte Emil von Girardin in seiner neuen Maske als Courrier de Paris," weiset die Freiheit nicht zurück; er läßt sie zu. Dieses reicht hin, um eine Opposition zu bilden, die der Ansicht ist, daß das Gebäude des 2. December stark genug ist, um die versprochene Freiheit zu vertragen. In England giebt es keine extra-officielle Oppsition. In Frankreich haben wir nur eine extra-officielle, die dem allgemeinen Stimmrecht keine Rechnung trägt, die das Kaiserreich und die neue Dynastie nicht anerkennt. Diese Opposition ist zum Stillschweigen verdammt, aber sie besteht deshalb doch. Das Kaiserreich steht zwischen geschworenen Feinden, die nichts billigen, und geblendeten Freunden, die Alles gutheißen. Zwischen Beiden giebt es also einen Platz, den man im doppelten Interesse des Kaiserreiches und der Freiheit einnehmen kann, und welchen anderen Namen könnte man ihm geben, als den der constitutionellen Opposition?"

Der kaiserlichen Regierung schien es einen Augenblick lang angenehm zu sein, daß die principielle Einöde ringsum sie her einmal wieder mit einem so lebhaften und doch höchst ungefährlichen Phrasen-Feuer unterbrochen wurde. Es mußte der Regierung auch schmeichelhaft genug sein, es sich plötzlich von so vielen Seiten her attestirt zu sehen, daß so viele goldene Früchte, als da sind: „Freiheit," „Demokratie," „constitutionelle Opposition," schon ganz wie von selbst auf dem kaiserlichen Boden wachsen, und ohne nach Oben oder nach Unten hin gefährlich zu sein, schon von Vielen als wirkliche Nahrung genossen zu werden anfangen. Denn es wimmelte und fluthete jetzt plötzlich in allen Pariser Zeitungen von nichts als von Kaiserthum und Demokratie und Freiheit, von der glücklichen Demokratie ohne Revolution und dem glücklichen Kaiserthum mit Demokratie und Freiheit, mit dem gezähmten Wildfang von constitutioneller Opposition hinter sich, der den Harlekin im Mantel der kaiserlichen Institutionen spielte. Aber im Ernst, es war ein ungeheures Aufsehen und Lärmen in der gesammten Presse entstanden; man schoß Redensarten in ganzen Salven ab, welche weithin die Luft erschütterten, und was das Schlimmste war, es wußte Niemand mehr recht, was er von dem Spectakel denken sollte. Man kam zwar auf den Gedan-

ken, daß es sich bei den Blättern auch bloß um ein Manoeuvre handeln könne, Abonnenten zu fischen, denn die kurz zuvor eingetretene Suspendirung der „Presse" hatte alle Zeitungen, selbst die officiellen, lüstern gemacht, die auseinandergehenden Schwärme dieser Abonnenten für sich einzufangen, und dazu hielt man es schon der Mühe für werth, eine Zeitlang auf dem Kopf zu stehn und mit der imperialistischen Freiheit Purzelbäume zu schlagen. Da der Courrier de Paris, der diese Pauke zuerst geschlagen, schon am meisten Aussicht hatte, die Abonnenten der „Presse" wegzuschnappen, so gebärdeten sich die übrigen Journale nur noch toller, und im „Constitutionnel", „Pays", „Siècle", selbst in der guten „Patrie" las man principielle Auseinandersetzungen über Demokratie, Freiheit und Kaiserthum, die verblüffend auf alle Menschen wirkten. Das Siècle suchte in einem langen, ganz ernsthaften Artikel nachzuweisen, daß die Tribune eine für die Entwickelung Frankreichs nothwendige Institution sei, und daß Frankreich das freie Wort nicht minder liebe, als den freien Gedanken. Man kam sich mindestens wieder wie unter Louis Philipp vor, und der „Courrier", den sonst kein Mensch lesen wollte und dessen wenige Exemplare man in den Leseboutiquen und Buchläden kaum ansah, erschien jetzt um 5 Uhr in ganzen Ver-

gen von Exemplaren auf dem Markte, von denen schon nach einigen Minuten kein einziges mehr zu haben war.

Der kaiserlichen Regierung schien jetzt doch dieser Schwindel einigermaßen unheimlich und bedenklich zu werden, besonders da das Publikum weitgreifendere Folgerungen zu ziehen anfing, die sich vornehmlich darauf stützten, daß man mit Herrn Emil von Girardin zugleich den Prinzen Napoleon auf das Allerbestimmteste bei diesem Puff betheiligt sehen wollte. Man begann schon einen neuen Wendepunct napoleonischer Freiheitspolitik unter dem speciellen Protektorat des Prinzen Napoleon zu wittern, oder man sah gar ein Minister-Portefeuille des Herrn von Girardin in der Luft schweben, ohne zu bedenken, daß das Kaiserreich sich keine Minister aus Zeitungsschreibern schnitzt. Die Regierung streckte die Hand aus, und der ganze Spuk war jetzt in einem Augenblick zerblasen. In solchen Fällen scheint man sich von oben herab mit einigen nicht leicht mißzuverstehenden Andeutungen zu begnügen, die dann denselben Effect machen, als wenn die Köchin auf ihre Aale schlägt, die in dem Topf am Feuer plötzlich wieder lebendig zu werden anfangen, aber nun, nachdem sie die meisternde Hand verspürt, auch ganz gelehrig ihre Köpfe wieder einziehen, um sich vollständig ab-

kochen zu lassen. Emil von Girardin, als einer der Hauptbewohner des dritten Topfes, den wir oben geschildert haben, hatte diese Andeutung, in seinen Topf zurückzuschlüpfen, gewiß auf die sanfteste Weise empfangen, und er scheint für seine Person keinen Schaden dabei erlitten zu haben. Dem Gouvernement war nur eine neue hitzige Bewegung in der Tagespresse unbequem geworden, aber man hatte nichts dagegen, daß Girardin sogar jene Artikel, die soviel Staub aufgeworfen, zu einem hübschen Büchlein unter dem Titel: „de l'empire" zusammenstellte und von neuem dem Lesepublikum übergab. Im „Courrier de Paris", dessen Eigenthum er seitdem wahrscheinlich erworben, dürfte es aber wohl sobald nicht wieder zu ähnlichen Experimenten kommen.

Der Einfluß, den Emil von Girardin auf eine große Masse des Publikums hat, ist immer noch bedeutend groß, wie dick auch die Staubwolke von Scandal sein mag, die sich sonst über seinen Namen und seine Persönlichkeit gebreitet. Man lacht über seine unaufhörlichen Sprünge, aber man lacht doch, und ein renommirter Name ist in Paris immer ein elektrischer Stoff, aus dem man gern wieder neue Funken reibt und mit Interesse sprühen sieht. Einen Augenblick lang schien es, als ob Girardin, der so viel unangenehme Erfahrungen gemacht, den würdi-

gen Entschluß gefunden hätte, sich auf sich selbst und auf ein bedeutendes Salzwerk zurückzuziehen, welches er vor einiger Zeit an sich gekauft haben soll. Als man ihn noch vor Kurzem fragte: warum er nicht Journalist geblieben? soll er geantwortet haben: „Erlauben Sie mir auf Ihre Frage eine Gegenfrage. Welches Vergnügen hätte ein Jäger in der wildreichsten Gegend an einem geladenen Gewehr, wenn er sich desselben nicht bedienen dürfte? So aber ist die Stellung des Journalisten in jetziger Zeit." Aber es giebt Leute, in denen der Widerspruch mit sich selbst das einzig Feste ist, auf welches bei ihnen gerechnet werden kann, und so sah man Herrn von Girardin unmittelbar darauf wieder seine Jagdflinte umschnallen, um in den Wald zu gehen und den Bock der kaiserlichen Freiheit zu schießen. Girardin gehört zu den Menschen, die, was auch aus ihnen geworden sein mag, noch immer eine gewisse Eitelkeit darein setzen werden, gerade für Männer der Freiheit zu gelten, und diese Eitelkeit ist vielleicht noch ein Rest von gutem Gewissen, der in ihnen stecken geblieben war.

So arbeitete er sich auch bei dieser Gelegenheit wieder mit Händen und Füßen ab, um Freiheit zu schreien, und unter lauter gefesselten Menschen die innige Verbindung des Kaiserthums mit der Demokratie zu proclamiren. Ob er diesen Jagdgeschichten

unter dieser Rubrik bald eine neue Folge geben wird, muß dahingestellt sein, und jedenfalls wird man auf den Courrier de Paris in der nächsten Zeit neugierig bleiben. Es wird auch nicht lange dauern, so werden „Mes confessions politiques“ von Herrn von Girardin erscheinen, welche er bereits unter diesem Titel angekündigt hat, und die nur ein neues, höchst waghalsiges Seiltänzer-Kunststück sein werden, denn in einer Zeit, wo Niemand aufrichtige Bekenntnisse ablegen kann, zu beichten und öffentliche Geständnisse zu machen, ist ein Unternehmen, welches der am wenigsten machen kann, der die Wahrheit zu sagen beabsichtigt. Was sollte aus Herrn von Girardin werden, wenn das Getümmel der politischen Bekenntnisse wirklich wieder losginge? Denn politische Bekenntnisse machen, heißt die Revolution anrufen, deren fürchterlichster Hebel die gegenseitige Aufrichtigkeit der Menschen wäre. Herr von Girardin weiß aber gewiß noch viel interessantere Positionen, als die Aufrichtigkeit für ihn sein würde. Man ist nicht aufrichtig, so lange man noch eine Rolle in der Welt spielen will, und der berühmte Publizist denkt wohl noch manche Maske der rastlos wechselnden Zeit in Frankreich zu tragen.

Einem Mann seiner Art stehen sicherlich noch die größten Stellen und Wirkungen offen, so lange es

dauert, denn wer mit Talent und Virtuosität Nichts zu sein versteht, hat jetzt die größte Aussicht, Alles zu werden. Als Publizist, als Staatsmann (wer kann es wissen?), als Dichter und als Socialphilosoph wird Herr von Girardin mit seinem Jagdgewehr noch manchen recht fetten Bock schießen. In seiner letzteren Eigenschaft als Socialphilosoph soll er soeben eine ganz interessant geschriebene Schrift unter dem Titel „le droit de punir“ beendigt haben, worin er nachweisen will, daß die Staatsgesellschaft auch ohne Strafen regiert werden könne. Dieser Gesichtspunct ist eigenthümlich, wie es die ersten Anläufe in den Schriften und Artikeln Girardin's immer sind. Aber die Gewaltbegründung Louis Napoleons, die mit Cayenne begonnen, wird doch schwerlich mit dem Phalanstère endigen wollen? Denn die Gesellschaft ohne Strafen ist das Fourrier'sche Phalanstère in allem Märchenglanz dieser phantastischen Erfindungen. Wir sind hier vollkommen neugierig auf Herrn von Girardin's Streifzug in das Gebiet des Socialismus. Vielleicht ist dies der Anfang, auch die sociale Seite der Kaiserpolitik zu illustriren, wozu doch am Ende nur das Talent des Komödienschreibers gehört, da es hier lediglich darauf ankommen kann, das Spiel von Sein und Schein auf dem Boden der gesellschaftlichen Interessen zu variiren. Herr von Girar-

din ist denn gleichzeitig auch als Verfasser eines Lustspiels: „la fille du millionnaire“ in die Schranken getreten, von dem zuerst eine Vorlesung bei dem Prinzen Napoleon im Palais Royal veranstaltet wurde, und das in diesem Kreise außerordentliches Glück gemacht haben soll. Es wird jetzt auch ohne Zweifel auf einem der Pariser Theater gespielt werden. Inzwischen ist Emil von Girardin selbst als eine der besten Lustspielfiguren des Kaiserreichs erkannt und stofflich aufgefangen worden. Wenigstens werden einige Züge in dem neuen Stück des jüngeren Dumas: „le fils naturel“ auf die Jugendgeschichte des Herrn Emil von Girardin gedeutet.

Es ist bemerkenswerth, daß man bei den neuesten Debatten im Kaiserreich, und namentlich bei denjenigen, welche die Verbindung des Kaiserthums mit der Freiheit bezwecken sollten, wieder vorzugsweise die Person des Prinzen Napoleon in den Vordergrund gezogen und sogar in eine bestimmte, wenn auch hinter den Coulissen gebliebene Mitwirkung gesetzt hat. Der Prinz, der sich seit einiger Zeit zu einer neuen Weltreise wissenschaftlich vorbereitet, hatte neuerdings auch einen journalistischen Kreis um sich gezogen, in dem jedenfalls von einer neuen Belebung der französischen Tagespresse vielfach die Rede war. Emil Girardin, E. Texier vom Siècle (ein Mann, der

immer mit vielem Takt das republikanische Grundcolorit dieser Zeitung zu halten wußte), Charles Edmond (der Pole Chojetzki), einer der Mitarbeiter der „Presse", und selbst Clement Caraquel, ein Mitarbeiter am „Charivari", bildeten in diesem Kreise vornehmlich die stehenden Gäste, und können zugleich als die Vertrauten des Prinzen Napoleon in seiner eigenen journalistischen Wirksamkeit angesehen werden. Man hat dem Prinzen die Autorschaft verschiedener Artikel beigemessen, die von Zeit zu Zeit in gewissen Organen, welche aber keineswegs der officiellen Presse angehörten, zu lesen waren. Auch stand seine intime Verbindung mit „La Presse" fest, sowohl als dieselbe noch im Besitze Girardin's war, wie später, wo das Blatt in das Eigenthum des Speculanten Milhaud überging und der geistreiche Nefftzer (ein Elsasser) an der Spitze redigirte. Es wurde bekannt, daß Prinz Napoleon ein Haupt-Actionnair der „Presse" geworden war, und in dieser Eigenschaft auch die bestimmtesten Anforderungen an die politische Richtung des Blattes stellte. Es müssen dies zum Theil nicht sehr harmlose und unverfängliche Anforderungen gewesen sein, denn sie veranlaßten Herrn Nefftzer, seine Redactionsstellung niederzulegen, und lieber die 30,000 Francs Entschädigungsgelder einzustreichen,

welche bereits unter Girardin für einen solchen eintretenden Fall sichergestellt waren.

Diese Anforderungen des Prinzen Napoleon betrafen ohne Zweifel das Verhältniß der französischen Demokratie zu den kaiserlichen Verfassungs-Institutionen und zu den letzten Wahlen. Wir wissen nicht, in wieweit diese Anforderungen zugleich diejenigen waren, welche bald darauf, als ihnen speciell genügt wurde, die zweimonatliche Suspendirung von „La Presse" herbeiführten. Man versicherte in Paris an mehreren Orten, daß es der Prinz Napoleon gewesen, der sich damals die größte Mühe beim Kaiser gegeben, um denselben für die Idee eines sogenannten constitutionellen Oppositionsblattes zu gewinnen, wozu ohne Zweifel schon die „Presse" bestimmt war. Der Kaiser soll dies Project zuerst nur mit einem vieldeutigen und schweigsamen Lächeln beantwortet haben, woraus ohne Zweifel der Muth geschöpft wurde, den „Courrier de Paris" zu einem neuen Ikarus des Kaiserreichs zu machen, und ihn auf künstlich angeklebten Freiheitsflügeln fliegen zu lassen bis in die Sonne hinein. Aber als die Sonne näher den abenteuerlichen Flug beschien, schmolz das Wachs von den Freiheitsflügeln herunter, und dieselben fielen von dem Leibe des Ikarus wieder ab, der dadurch auf seine eigenen Beine wieder zurückversetzt wurde.

Prinz Napoleon stürzte zwar nicht wie Ikarus ins Meer, aber er faßte in diesem Moment ohne Zweifel seine neuen Reisepläne, die ihn zum Frühjahr wiederum über das Meer hinaus von dem schönen Frankreich entführen werden. Das Ziel seiner diesmaligen Reise wird der Osten und vornehmlich die Levante in ihrer ganzen Ausdehnung an den Küsten des mittelländischen Meeres sein*). Von seiner früheren Reise nach dem Norden hat er unlängst durch Herrn Charles Edmond eine ausführlichere Beschreibung anfertigen und herausgeben lassen. —

Die inneren Kämpfe und Debatten werden aber mit dieser Episode schwerlich im Kaiserreiche beschlossen sein, denn wie sehr auch alle Politik der Parteien mit der gänzlichen Desorganisation und Entwurzelung derselben aufhören mußte, so werden unter der Asche der Parteien in Frankreich die glimmenden Funken doch nie ganz erlöschen. Von Zeit zu Zeit, ehe man es geahnt hat, sprühen diese heimlichen Funken wieder zu allerhand Flammenzeichen auf, und malen sich einen Augenblick lang an dem nachtvollen Kaiserhimmel mit überraschender Schrift

*) Das Hauptziel der neuen Reise des Prinzen Napoleon ist Ober-Egypten, wohin der französische Gelehrte, Herr Mariette vorausgereist ist, um die wissenschaftliche Seite der Expedition vorzubereiten.

zu einem mene mene tekel upharsin ab. Es fehlt dabei auch nicht an komischen Streiflichtern, besonders wenn die alten Notabilitäten der constitutionellen Zeit, wie dies in letzter Zeit namentlich Herrn Villemain begegnete, mit den neuen besoldeten Kampfhähnen des Kaiserthums in einen recht hitzigen Streit gerathen. Auch solche Hahnenkämpfe sind wichtig, weil es bei ihnen doch immer nur darauf ankommt, unter allerhand maskirten Positionen innerlichst und geheim die Prinzipien des Kaiserreichs zu bekämpfen und zu entblößen.

Herr Villemain, der perpetuirliche Secretair der Akademie, einst Minister Louis Philipps, hat sich den zweischneidigen doctrinairen Geist der constitutionellen Epoche auch im heutigen Kaiserreich erhalten. In Gemeinschaft mit seinen Freunden Cousin und Guizot hatte François Villemain unter der Regierung des Bürgerkönigs am wesentlichsten dazu beigetragen, dem französischen Geist eine neue Vertiefung und in derselben zugleich eine sich selbst zersetzende schärfere Dialektik zu geben. Die bedeutendste Richtung des Villemain'schen Geistes war aber immer die literarhistorische und ästhetische geblieben, und auf diesem Gebiet entwickelte er stets so viel Anmuth und feine Würde, daß man ihn kaum der bitteren und großartigen Satire, die jetzt sein ganzes Wesen erfüllt,

für fähig gehalten haben sollte. Diese Geister der früheren Epoche sind es aber gerade, an denen jetzt eine geheime Aufregung nagt, welche sich kaum noch zurückzuhalten weiß, während die Leute der neuen Zeit sich zu Allem kaufen lassen, selbst dazu, lustig und guter Dinge zu scheinen.

Die Reden einiger Akademiker und gewisse journalistische Organe sind es aber vornehmlich, in denen, wenn auch nur anspielungsweise, eine Art von Opposition gegen das heutige Empire getrieben wird. Besonders ist die Revue des deux mondes seit einiger Zeit der Tummelplatz dieser heimlichen Ideenkämpfe und Geistesdrangsale des Kaiserreichs, und das genannte Blatt, welches seine bedeutsame Stellung zur modernen Literatur ebenfalls unter Louis Philipp begründete, ist darum längst so kaiserlich anrüchig geworden, daß es nächstens auf einen Blitzschlag von oben gefaßt sein kann. Es soll auch schon darauf gedacht haben, seine Pressen nach Genf zu verlegen. Seine Existenz war aber neuerdings besonders in Folge des Artikels bedroht, welchen Villemain darin mit so starken und bösen Hindeutungen auf die ungesetzlichen und tyrannischen Grundlagen des heutigen Kaiserthums gegeben hatte. Diese Hindeutungen, wenn sie sich auch noch so versteckt und maskirt hielten, waren gar nicht zu verkennen gewe-

sen, und riefen sogar den Vicomte de Laguerronnière wieder in die journalistischen Schranken, um den Hochverräther Villemain in seinen verborgensten Gedankengängen zu ertappen. Der stolze Herr von Laguerronnière schnallte auf einen Augenblick wieder die Toga des kaiserlichen Staatsrathes ab, in welche er eines Tages für seine Verdienste als Redakteur des „Constitutionell“ eingewickelt worden war, und nun begab er sich auf den neuen Fechtboden der „Revue Contemporaine“, um zuerst mit der ganzen Boxer-Gewandtheit, die er sich als bonapartistischer Publizist angeeignet, seinen Gegner niederzuwerfen und dann einen förmlichen Anklage-Act gegen Villemain zu veröffentlichen. Er knüpfte besonders an die Bemerkungen an, welche Villemain über eine von Béranger aufgestellte und von Lamartine adoptirte Theorie in seinem Artikel gemacht hatte. Diese Theorie lautete: „Wenn das Recht Aller vertreten, wenn der Wille Aller ausgedrückt ist, dann ist dieser Wille unwiderstehlich.“ Villemain hatte dazu bemerkt: „Ja, wenn dieser Wille ein gerechter ist; aber wenn Ihr Euch nur auf die Gewalt der Zahl, auf das Gewicht der Menge stützt, dann wird Eure Sprache die Verneinung des Rechtes selber. Ihr erkennt eine absolute und vorherrschende Gerechtigkeit, der das Gesetz selber sich unterwerfen soll, nicht an;

Ihr verletzt oder Ihr kennt gar nicht die Principien, und Ihr legt den Worten einen lügenhaften Sinn unter, denn, was Ihr den Willen *Aller* nennt, ist immer nur der Wille der Majorität, und diese Majorität hat nicht das Recht, die Ungerechtigkeit irgend Einem aufzuzwingen."

Der constitutionelle Herr Villemain lag sich freilich mit dieser Anzweiflung der Volksmajorität, aus der das napoleonische Kaiserthum seine gesetzmäßige Entstehung behauptete, selbst in den Haaren. Aber Villemain hatte in seinem ganzen Commentar, welchen er auf eine so eigenthümliche Weise an die Schrift Cicero's de republica geknüpft, nicht die Bedeutung der Volksstimme selbst, sondern nur die in verderbten Zeiten eintretende Käuflichkeit und Lügenhaftigkeit derselben, ~~anzweifeln und~~ anklagen wollen. Den düstern Grund des alten römischen Kaiserthums, das sittlich und geistig entartete Rom der Cäsaren, hatte man schon früher in der Revue des deux mondes dazu benutzt, um das heutige napoleonische Empire zu schlagen. Besonders hatte dies vor Kurzem der geistreiche Aesthetiker Ampère in einer ungemein schneidenden Abhandlung gethan. Diese Erbitterung, welche jetzt vorzugsweise in die feinen Aesthetiker der constitutionellen Epoche gefahren zu sein scheint, lieh aber dem sonst so sanften Villemain

einen fast erhabenen Zornes-Aufschwung, womit er satirisch und tiefsinnig zugleich den Zustand der politischen Demokratieen zersetzte, welche im Zwiespalt mit sich selbst ihre Autonomie aufgeben und ihre Rettung von einer Dictatur verlangen, an welche sie sich mit allen ihren Nöthen, aber auch mit allen ihren Rechten und Freiheiten hingeben. In den grellsten Farben zeigte er dann die verrotteten Lebensverhältnisse des römischen Volkes beim Untergang der Republik, worauf die merkwürdigsten principiellen Betrachtungen über die Art und Weise folgten, wie Cäsare und Auguste diesen Untergang des selbstständigen Volksgeistes benutzten, um das souveraine Volk in Masse zu erkaufen, wie einst Perikles es zu versuchen angefangen habe in dem nicht minder stark verkäuflichen corrumpirten Athen.

Man kann sich jetzt die Wuth Laguerronnière's denken, mit welcher er seinen im kaiserlichen Staatsrath noch nicht ganz verrosteten Journalisten-Säbel gegen Villemain zieht. Die erste Position, in welcher er losschlägt, ist außerordentlich kühn und verwegen, und dem Publikum steigen zuvörderst die Haare zu Berge. Denn mit einem einzigen Griff reißt der Vicomte dem Herr Villemain die ganze Hülle herunter, und verkündet es laut und öffentlich, daß dieser Villemain im römischen Volk, dem corrumpirten

und käuflichen, dem heidnischen, ein christliches Volk, ein sittliches, aufgeklärtes, heroisches Volk, nämlich das französische, habe angreifen und verläumden wollen, sowie er unter dem Schleier einer heidnisch-römischen Dictatur das christliche Kaiserthum zweier Napoleons habe herabwürdigen wollen!

Natürlich kann der Vicomte von Laguerronnière nicht zugeben, daß der heutige Volksgeist ein verderbter und entarteter sei, denn für alle Leute, die heutzutage das Leben bloß für eine Gelegenheit betrachten gute Geschäfte zu machen, giebt es keine Verderbniß der öffentlichen Zustände, sondern sie werden böse, wenn man ihnen auseinandersetzen will, daß nicht Alles gut sei. So lange noch ihr Geldbeutel und ihre Eitelkeit die Rechnung finden, halten sie auch Alles für munter und gesund, und wenn es schon in den letzten Zügen der Krankheit vor ihnen läge. Bemerkenswerth aber ist, wie Laguerronnière zugleich den Vorwurf politischer Feigheit gegen Villemain schleudert, weil derselbe unter einem gedeckten aber durchsichtigen Schild mit meuchlerischer Waffe nach dem Oberhaupt des Staats gezielt, und der Regierung einen Stich durch den Leib der Nation hindurch habe versetzen wollen. Zuletzt muß der brave Villemain noch viel schlimme und gehässige Persönlichkeiten über sich hören, und es wird ihm sogar zum Vorwurf gemacht,

daß er im Jahre 1814 eine Anrede an die Monarchen von Preußen und Rußland gehalten habe. Es versteht sich, daß sich nun auch sogleich die officielle „Patrie," gewiß im höheren Auftrage, herbeiließ, einige Stellen aus jener Rede Villemains mitzutheilen, worin er die „schützende Urbanität" jener Monarchen gepriesen hat, und worin man einen Widerspruch erkennen will mit seinem jetzigen Verdammungsurtheil gegen die „volksthümlichen Dictaturen." Es muß befremden, daß man auf officieller Seite sich darein findet, dies Stichwort aufzunehmen, und das Kaiserthum, das doch sonst eine organische Schöpfung sein will, nur als eine volksthümliche Dictatur gelten zu lassen. Herrn Villemain wird es aber bei dieser Gelegenheit zugleich in die Schuhe geworfen, daß seine Freiheitsliebe, mit der er jetzt so viele Parade mache, doch auch nicht weit her sei, denn er habe seiner Zeit als Censor während der „weißen Schreckensherrschaft" die Preßfreiheit sehr eigenthümlich verstanden.

Welcher Mensch, der sich jemals mit Politik befaßt hat, ist aber stets consequent gewesen? Und dem Herrn Vicomte de Laguerronnière wird es bei dieser Gelegenheit auch von einigen Journalen nicht geschenkt, daß er früher ein ganz guter republikanischer Mann gewesen, und am Tage nach dem Staats-

streich es selbst nicht habe unterlassen können, gegen diesen Act des damaligen Präsidenten der Republik mit Energie zu protestiren.

Die inneren Kämpfe und Debatten im Kaiserthum reichen aber auf allen Seiten stets nur so weit, als die Fäden lang sind, an denen sie von oben herab gehalten werden. Die öffentlichen Lehrstühle befinden sich dabei ganz in derselben Lage, wie die Organe der Presse, obwohl diese letzteren, als gänzlich heruntergebrachte und ihres Vertrauens beraubte Werkzeuge, der kaiserlichen Regierung schon seit längerer Zeit nicht mehr so gefährlich und mächtig erscheinen, und ihnen darum von Zeit zu Zeit wieder eine freiere Bewegung in der Luft verstattet wird. Die kranke Publizistik muß sich dann auf diesen erlaubten Spazierfahrten wieder scheinbar erholen, denn wenn sie ganz hinsiechte, würde ja auch das Gouvernement keinen Vortheil mehr von ihren Diensten ziehen können. Sobald aber die Wangen der Journale sich einigermaßen wieder mit einer täuschenden Lebensfrische geröthet haben, fällt der kaiserliche Schlagbaum wieder zu ihren Füßen nieder, womit der Ausflug beendigt ist, und nun wieder das eingelernte Lied des Käfigs gepfiffen und gesungen werden muß.

Gefährlicher und freier sind die akademischen Lehrstühle in Frankreich geblieben, weil hier Richtung und

Wort, die unmittelbar von Mund zu Mund sich fortpflanzen, nicht so streng beaufsichtigt und nicht so leicht in vorgeschriebene Bahnen hinübergeleitet werden können. Zwischen den Professoren und Studenten, die in den Hörsälen sich vollständig ineinanderleben, finden Wirkungen Statt, welche durch äußere Maaßregeln allein nicht vollständig gehütet und abgeleitet werden können. Unfreie und tyrannische Regierungen sind auf diesem Gebiet verloren, wenn es ihnen nicht gelingt, eine ganz neue Wissenschaft in ihrem Sinne, im Sinne der Unfreiheit und Tyrannei, hervorzurufen. Danach wird freilich jedesmal gestrebt, aber es liegt in der Natur der Wissenschaft, daß dies Streben ein vergebliches sein muß, wie sehr es auch immerhin gelingen mag, zeitweise eine Carrikatur als Wissenschaft der Umkehr auf den Katheder zu setzen und von derselben mit allerhand glänzenden Kunststücken auch die geistige Befestigung der rohen Gewalt bewirken zu lassen.

Das kaiserliche Gouvernement in Frankreich ist mit sichtlichem Zögern zu diesem Theil seiner providentiellen Aufgabe hingegangen. Louis Napoleon hat sich ohne Zweifel lange bedacht, ehe er an die Reorganisation der wissenschaftlichen Institute die Hand anlegen wollte. Seine Absicht war, den „napoleonischen Geist,“ unter dem er auch nach der innern

Seite der Nation hin etwas durchaus Schöpferisches, den Grund einer neuen Nationalbildung, verstehen zu wollen scheint, erst recht tief und allseitig wieder in Frankreich eindringen und sich festsetzen zu lassen. Dann hoffte er wohl, daß unter dem Fittig des napoleonischen Adlers auch eine neue napoleonische Wissenschaft, eine neue napoleonische Literatur sich ausbrüten lassen würden. Denn warum sollte es nicht auch eine napoleonische Wissenschaft geben können, da es eine napoleonische Armee, ein napoleonisches Kaiserthum, eine napoleonische Weltgeschichte giebt?

Die napoleonische Wissenschaft wird ganz Dasselbe sein müssen, was die napoleonische Demokratie ist. Wie die Demokratie durch den Kaiser mit ihren eigenen Waffen geschlagen worden, indem das allgemeine Stimmrecht nolens volens den absoluten Kaiserthron schaffen mußte, und die neue Demokratie, als die Verneinung aller Parteien, damit auch die Verneinung der Freiheit selbst geworden ist, so kann die napoleonische Wissenschaft auch nur die Verneinung der Wissenschaft selbst werden. Um sich zu begründen, muß aber auch die neue Wissenschaft erst mit allen Partei-Elementen brechen, die bisher noch in derselben ihre Verstecke und ihre Verschanzungen gefunden haben. Denn an der Sorbonne sowohl wie am Collège de France, an dem Institut wie an der

französischen Akademie, haben republikanische, orleanistische und legitimistische Partei-Elemente einen ganz bestimmten Eingang in Vortrag und Lehre gewonnen, und am Ende war es von diesen verschiedenen Angriffspuncten aus immer nur die Opposition gegen das Kaiserthum, welche die Wissenschaft dort in sich aufnahm und zu verarbeiten wußte.

Der Klang der Hüfthörner in der officiellen Presse verrieth darum schon seit einiger Zeit, daß auch auf diesem Gebiet nun bald die Jagd losgehen solle. Die „Revue Contemporaine", welche von der Regierung begründet worden, die aber nicht gelesen wird, brachte zuerst einen Artikel unter dem Titel: „La Politique à la Sorbonne", worin besonders gegen die Katheder-Wirksamkeit des trefflichen Saint Marc Girardin, zugleich mit auffallenden Andeutungen, geeifert wurde. St. Marc Girardin, einer der haltungsvollsten und würdigsten Charaktere Frankreichs, hatte sich auf seinem Katheder mehrfach zu Gunsten der Ideen von 1789 ausgesprochen. Philosophie und Literatur lassen sich nicht mehr behandeln, ohne daß man zugleich an jene neue Idee und Strömung von 1789 anknüpfte, durch welche der Nationalgeist nach allen Seiten hin einen neuen Anlauf nahm. Da die kaiserliche Regierung sich sogar in ihren officiellen Erlassen bei jeder Gelegenheit auf die Principien von

1789 stützt, so glaubte der Universitäts-Professor dazu ein nicht geringeres Recht zu haben, indem er auch für die Entwickelung der modernen Wissenschaft auf diese befruchtenden Quellen hinwies. Es ist aber ein Anderes, was der Kaiser thut und was der Professor thut, und der Herr im Hause darf sich Manches herausnehmen, wofür die Andern Schläge bekommen. St. Marc Girardin wurde daher zunächst der „Revue Contemporaine“ überantwortet, die ihn tüchtig zerzausen mußte. Der Kaiser mußte aber schon bei dieser Gelegenheit erfahren, daß es das Schlimmste für eine Regierung ist, mit den Kathedern anzubinden, die in Wittenberg einst die Reformation ausgetragen, und selbst im heutigen kaiserlichen Frankreich noch wenigstens wahrheitsgetreu und darum revolutionair geblieben sind, während Tribune und Presse zu Maschinen der Schmeichelei und der Lüge herabgesunken sind. Herr St. Marc Girardin vertheidigte sich daher auch nirgends anders als auf seinem Katheder, und sprach von seiner unabhängigen Stellung als Mann der Wissenschaft, die er früher aus dem Bewußtsein seiner Unabsetzbarkeit geschöpft habe, seit dem Jahre 1852 aber gerade auf die Thatsache seiner Absetzbarkeit begründe.

Wer sollte freilich noch ein Ehrenmann sein, wenn es nicht der Mann der Wissenschaft und der Litera-

tur wäre? Wenn man auf seine persönliche Ehre hält, kann man da am allerwenigsten seine Gesinnung verläugnen, wo der offene Ausdruck derselben mit dem Verlust irgend einer Stelle bestraft wird. Da die Ehre des Soldaten nur im Gehorchen besteht, so wird die Armee immer vorzugsweise eine Stütze der herrschenden Gewalt sein, während die Wissenschaft, deren Ehre im unabhängigen Denken liegt, allerdings stets ein unsicheres Fußgestell für die absoluten Machthaber sein wird. Man muß daher die Wissenschaft in sich selbst zu corrumpiren suchen, wenn man ihre von außen her unbezwinglichen Gefahren zurückschlagen will. Wie die anständige Frau, so muß auch die Wissenschaft zur Lorette gemacht werden, um sie den bestehenden Zuständen anbequemen zu können. Die Wissenschaft buhlt dann mit allen Gewaltbegriffen, wie die galante und gefällige Frau mit dem Gelde buhlt, um das sie erkauft wird. Die Männer der corrumpirten Wissenschaft werden dann die liebsten Diener der Gewalt, und man füttert sie mit Ehren und Gütern, weil, wenn sie überhaupt wirken, ihre Wirksamkeit noch tiefer eindringt, als alle Bajonette und Constablerstöcke.

Große Schwierigkeiten hat es aber immerhin in Deutschland wie in Frankreich gehabt, die durch die Gewalt corrumpirte Wissenschaft ordentlich auf die

Beine und in Fluß zu bringen, und ihr ein Röckchen anzuziehen, durch das ihre Schaam auch wirklich geschützt wird, und nicht doch alle Augenblicke ihre Blöße hervorschimmert. Will der Staat sich nach seinen Bedürfnissen eine neue Wissenschaft und Literatur machen, so kann er dies am allerwenigsten erreichen, wenn er mit kranken und verderbten Organen daran arbeitet. Auch ist es etwas ebenso Geheimnißvolles und Unberechnenbares, eine Wissenschaft zu erzeugen, eine Literatur zu kriegen, als das Kinderkriegen seine geheimnißvolle Seite in der physischen Welt hat. Es giebt aber im heutigen Frankreich ganz unverkennbare Anzeichen, daß die Regierung bereits auf das Bestimmteste danach strebt, eine officielle Ansicht auf dem Gebiet der Wissenschaft zur Geltung zu bringen. Wie es scheint, sollen die Ausgangspuncte dieser neuen napoleonischen Wissenschaft in der Philosophie und in der Geschichte genommen werden. Es wird bald nicht an Kathedermännern fehlen, welche eine eigene napoleonische Geschichtsforschung proclamiren, zu der in den gedruckt vorliegenden Schriften des Kaisers Napoleon III., besonders in den „Idées Napoléoniennes“, bereits die wesentlichsten Grundlagen enthalten sind. Denn da die Geschichte und die Völker erst in der Erscheinung Napoleon's, als des „Messias der neuen Ideen,“ den

ihnen durch das Schicksal gesetzten Gipfelpunct aller Entwickelung finden, und, wie die Vergangenheit, so auch die ganze Zukunft des Menschengeschlechts durch das napoleonische Empire bedingt wird, so muß auch daraus eine neue Gattung von Geschichtsphilosophie und Geschichtsforschung hervorgehn. Die Darstellung einzelner Epochen der Geschichte, wie z. B. des römischen Alterthums, muß danach schon jetzt eine eigenthümliche Färbung annehmen, denn das Gouvernement verfolgt bereits Diejenigen, welche die gesunkene Welt der Cäsaren nicht vom napoleonischen Standpunct aus darstellen. Nach dem napoleonischen Standpunct kann das Cäsarenthum nur so gefaßt werden, daß der Sieg der Gewalt über die Volksfreiheiten nur als die Transfiguration der Freiheit selbst erscheint, und darum sind Ampère, Villemain, Guizot, St. Marc Girardin, und andere Männer der alten Wissenschaft und Kunst, bereits so nahe am Hochverrath, weil sie jene antike Cäsaren-Wirthschaft bei verschiedenen Gelegenheiten so anzüglich auffaßten, daß daraus nur auf den neuen Cäsar zurückgeschlossen werden konnte.

Man bemerkt, daß die Regierung seit einiger Zeit mit besonderer Schärfe und Wachsamkeit die historischen Vorträge der Professoren am Collège de France und an den andern akademischen Instituten

überwacht, und beschränkende Ordres dorthin ertheilt, die dann zugleich mehr und mehr als bestimmte Anweisungen für die Lehre auftreten. So wird es schon nicht mehr gestattet, sich über Bossuet kritisch auszulassen und ihn in einem negativen Sinne zu behandeln. Bossuet war das geistliche Organ der Politik Ludwigs XIV. gewesen, und scheint von dem heutigen napoleonischen Gouvernement plötzlich zum Vater der „nationalen französischen Politik" gestempelt worden zu sein. Es ist bemerkenswerth, daß in den gouvernementalen Kreisen des heutigen Frankreichs auf einmal die innere und äußere Politik Ludwigs XIV. als die eigentliche Nationalpolitik der Franzosen betrachtet wird, an welche die heutige kaiserliche Politik wieder anknüpfen müsse.

Die „nationale französische Politik" ist ein neues Stichwort, das im Empire plötzlich aus den Wolken gefallen, und dazu bestimmt ist, die Umknetung der Geister zu vollenden. Es werden aber dabei, wie man bereits aus den officiellen Revues ersieht, die wunderlichsten Trugschlüsse gebaut, die darauf berechnet sind, das napoleonische System mit der Vergangenheit wie mit der Zukunft des französischen Volkes auf eine organische Weise zu verbinden. In der Mitte dieses officiell geschlungenen Gedanken-Zirkels steht die Demokratie von 1789, in welche die Na-

tionalpolitik Ludwigs XIV. ebenso folgerichtig eingelaufen sei, als aus dieser Demokratie Napoleon I., das Kaiserthum und die ersten kaiserlichen Institutionen wie ein Gewächs der Nothwendigkeit hervorgetreten. Es ist das aber ein höchst tragischer Zirkel, der, wenn man die von ihm beschriebene Linie genauer verfolgt, zu nichts Anderem führt, als jede bestimmte und inhaltsvolle Vorstellung von dem Wesen und der Entwickelung einer französischen Nationalpolitik in ein Nichts verfliegen zu machen. Denn zuerst hat die Nationalpolitik Ludwigs XIV. darin bestanden, die Demokratie von 1789 hervorzurufen, was doch nur als eine nothwendige Reaction gegen die Ausartung dieser Nationalpolitik, welche der Gipfelpunkt des Absolutismus gewesen, eingetreten sein kann. Dann aber war diese Demokratie wieder die Puppe gewesen, aus welcher der große Napoleon und sein Kaiserthum ausgekrochen, und der Napoleonismus würde mithin die Synthese vorstellen, die aus der Vermittelung und Versöhnung der Demokratie mit dem Absolutismus gewonnen worden. Der neue napoleonische Absolutismus will dann als Sieg über die Demokratie und zugleich als Vollendung der Demokratie selbst erscheinen. Das Kaiserthum hat die demokratische Reaction gegen das Ancien Regime als ein positives Moment in sich aufgenommen, und will da=

durch gewissermaßen der demokratisch wiedergeborene Absolutismus sein, der sich nun seinerseits wieder auf dieser Grundlage zum Gipfel der französischen Nationalpolitik erhoben sehen will.

Um dies Gebäude zu stützen, wird es allerdings nicht bloß einer ewig siegreichen Armee, sondern auch einer neuen officiellen Philosophie bedürfen. Der Kaiser wird eine eigene Art von Logik erfinden müssen, um diesen inneren Zusammenhang des napoleonischen Systems begreiflich zu machen und zu erklären. Es scheint zwar, daß mehr Talmudismus, als Logik, dazu gehört, um diesen inneren Gedankengang des napoleonischen Systems, der unter Napoleon III. ein entschieden mystischer geworden, zum Verständniß zu bringen. Napoleon III. trägt selbst alle Elemente eines ebenso scharfsinnig als geheimnißvoll grübelnden Talmudisten in sich, aber diese Elemente hängen so sehr mit seiner eigenthümlichen Individualität zusammen, daß er es nicht von Jedem verlangen kann, auf diese Weise zu philosophiren. Nichtsdestoweniger hält es der Kaiser für nothwendig, daß auch eine neue napoleonische Staatsphilosophie die Katheder Frankreichs besteige, um die Jugend schon napoleonisch denken zu lehren, und damit die größten Widersprüche der Welt in eine Logik zu packen, welche jede andere Logik überflüssig machen soll. Von den Professoren

dieser neuen Logik hört man zwar noch nichts, aber sie werden sicherlich binnen Kurzem gefunden werden, denn sie sind nothwendig, und Louis Napoleon führt Alles aus, was nothwendig ist, und niemals anders als in dem richtigen Moment, wo es geschehen muß.

In ihren Erlassen, welche die kaiserliche Regierung bei verschiedenen Gelegenheiten an die Institute und Akademieen gerichtet, hat sie wiederholt vorgeschlagen, Vereine zum Besten der Wissenschaften, der Künste und der Literatur zu bilden. Namentlich hat sie aber dabei neuerdings eine Centralisirung und Organisirung der französischen Gelehrten- und Schriftsteller-Welt anempfohlen. Dies heißt freilich nur, die Wissenschaft und Literatur in dem napoleonischen Princip zu centralisiren, und es durch geschickte Operationen dahin zu bringen, daß Alles, was außerhalb dieses Mittelpunctes stehen bleibt, weder als Wissenschaft noch als Literatur mehr Gültigkeit und Raum habe. Sind dann alle Gelehrten und Schriftsteller Frankreichs wieder in dem einen gemeinschaftlichen Vogelhaus eingefangen, in dem ihr Choral die herrschende Tonart unaufhörlich variirt, dann wird sich leichter auch ein neuer französischer Nationalgeist, wie man ihn nach allen Seiten hin braucht, destilliren lassen. Dann entstehen sicherlich auch die neuen Professoren der Logik, die man braucht,

dutzendweise, und sie werden bei guter Besoldung nicht viel Mühe haben, Das zu beweisen, was Jeder für richtig halten muß.

Auf dem Wege äußerlicher Reorganisationen wird aber auch neuerdings schon sichtlich dahin gestrebt, die wissenschaftlichen Institute Frankreichs unter den einen napoleonischen Hut zu bringen. Es ist nämlich zuerst darauf abgesehen, der kaiserlichen Universität eine immer umfassendere und mächtigere Organisation zu geben, durch welche das gesammte Unterrichtswesen Frankreichs seine zwingende und fesselnde Norm erhalten soll. Die Pariser Universität hat an ihrer Spitze ein leitendes Conseil, dessen früher nicht sehr selbständiger Einfluß erst durch das im Jahre 1849 votirte Gesetz zu einer größeren Bedeutung gelangt war, jedoch mit einer theilweisen Umgestaltung seines Charakters, indem auch die Bischöfe bei der Administration Sitz und Stimme erhielten. Das Jahr 1852 führte jedoch bereits, unter dem persönlichen Einfluß Louis Napoleons, die Absetzbarkeit der Conseilmitglieder ein und befestigte dadurch bereits die Uebergriffe des Staats in die Freiheit des Unterrichts auf die ausgiebigste Weise.

Die Pariser Universität hat an sich schon die Bestimmung, die übrigen Unterrichtsanstalten Frankreichs zu überwachen und zu normiren, und die kaiserliche

Regierung hat neuerdings diesen Charakter immer umfassender auszubilden gestrebt. Die kaiserliche Universität, der die politischen und intellektuellen Principien des Kaiserreichs ganz und gar eingeimpft werden sollen, wird den ganzen Bildungsgeist der Nation um so mehr beeinflussen und lenken können, je allgemeiner die Abhängigkeit wird, in welcher die wissenschaftlichen Institute des Landes zu ihr stehen. Einen Augenblick soll sogar daran gedacht worden sein, das Institut und die Akademie der Universität einzuverleiben, um diese weltberühmten Anstalten um so bequemer der napoleonischen Geistesdisciplin unterwerfen zu können. Jedenfalls wird aber bald eine Form gefunden werden, um diejenigen wissenschaftlichen Anstalten, welche bisher noch einer Autonomie genossen, in ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältniß zu der kaiserlichen Universität zu rücken, oder geradezu den Regierungseinfluß an die Stelle der bisherigen Selbstverwaltung zu setzen.

Mit dem Collège de France ist bereits der Anfang gemacht worden. Dies Collège, welches auf der place Cambrai gelegen ist, zeichnete sich schon seit seiner Entstehung durch die freie Selbständigkeit seiner Einrichtungen und durch den oppositionellen Geist seiner Lehren, die sich in frühester Zeit schon gegen das scholastische Wesen der alten Pariser Uni=

versität richteten, aus. Man kann sagen, daß das Collège de France dieser seiner ursprünglichen Richtung gewissermaßen bis auf den heutigen Tag treu geblieben, inwiefern das napoleonische System, besonders in der Person des heutigen Kaisers, selbst für eine Art von Scholastizismus gelten kann, der sich vermißt, Alles zu beweisen, Alles, was er will, in der Nothwendigkeit selbst begründet zu finden, und der mit der Gewaltsamkeit seiner Beweismittel und Scheingründe zuletzt jeden Inhalt inhaltslos zu machen versteht. Die heutigen Professoren des Collège de France, die, wie Ampère und Andere, in die Falten ihrer Vorträge einen oppositionellen Geist gegen den Napoleonismus versteckt, haben darum in dem alten Geist des Collège gekämpft, aber ihre Wirksamkeit scheint bereits der Stellung der ganzen Anstalt gefährlich geworden zu sein.

Aus dem Lager von Châlons erließ der Kaiser plötzlich unter dem 8. October 1857 ein Decret über die Reorganisation des Collège de France, die mehrere wichtige Lebenspuncte dieser Anstalt betraf. Zuerst bestand diese Reorganisation darin, daß die ministerielle Einwirkung an die Stelle der Freiheit und Selbständigkeit gesetzt worden ist, welche die Professoren-Versammlung des Collège de France bisher in einem außerordentlichen Grade besaß, und wo-

durch dies Institut eine in der ganzen wissenschaftlichen Welt fast beispiellose Unabhängigkeit behauptete. Während aber der Kaiser durch dies Decret auf der einen Seite den corporativen Freiheitsgeist brechen wollte, gab er sich darin auf der andern Seite wieder einen Anschein von Demokratie, ohne den es einmal in den kaiserlichen Erlassen nicht abgeht. Er bestimmte nämlich zugleich, daß die Unbeweglichkeit aufhören solle, welche bisher zum Besten der außerordentlichen Professoren (professeurs suppléants) an dem Collège gewaltet. Der Kaiser wollte nun das Princip der Bewegung in das Institut hineinleiten. Aber worin bestand dies großmüthige Geschenk? Die Ernennung eines außerordentlichen Professors soll künftig immer nur auf Ein Jahr erfolgen. Dadurch wird allerdings eine größere Beweglichkeit der Lehrkräfte gestiftet und die öffentlichen Lehrstühle müssen zahlreichere Vacanzen darbieten. Aber es werden dadurch nicht blos dem Talent leichtere Aussichten eröffnet, sondern es können auch um so bequemer Regierungs-Creaturen eingeschoben werden, welche den neuen Acker einer napoleonischen Wissenschaft bestellen sollen. Im Allgemeinen aber muß durch dies Verhältniß eine große Unsicherheit entstehn, welche die selbständige Haltung und Entwickelung jedes Lehrers stören wird. —

Die neue napoleonische Wissenschaft wird aber ebenso, wie der neue napoleonische Staat, nur aus einer verfälschenden Anwendung der Ideen von 1789 geschöpft werden können. Das Jahr 1789 war ebenso sehr Philosophie als Staatsumwälzung, aber der Kaiser wird sich nicht minder hüten, Professoren der Philosophie von 1789 zu machen, als der Demokratie dieses Datums irgend eine Stelle im Innern des Staatsgebäudes selbst offen zu lassen. Diejenigen Philosophen von 1789, die zugleich als ausgeprägte Republikaner dastehen, dürfen bei den akademischen Vorträgen nur mit der größten Behutsamkeit angeführt werden. Die aus Condorcet hervorgegangene philosophische Schule, obwohl sie die Göttlichkeit des Stoffs zu ihrem System gemacht hat, wird eine streng verfehmte Richtung bleiben, die eben ihres principiellen Republikanismus wegen, den sie in sich schließt, in der neuen Kaiserwissenschaft keine Stelle finden kann. Diese neue Wissenschaft soll zwar auch nur den napoleonischen Machtstoff, der alle Geister zwingt, vergöttlichen helfen, aber nur, indem die Männer der Wissenschaft wieder Sophisten werden, und in der Kaiseridee, die nur der Materialismus der Tyrannei ist, alle andern Ideen geschickt untergehen lassen.

Wenn aber die Ideen von 1789 schon in der

Wissenschaft keine Anwendung mehr finden können, so liefert dies am meisten den Beweis, daß sie auch in der Politik nur ein schimmerndes Embleme des heutigen Kaiserthums sind, dem sie als ein äußerliches und gewissermaßen mythologisches Attribut ebenso beigelegt worden, wie die Thiere den alten Göttern, die damit, ohne daß man zu sagen wußte warum, den Charakter ihrer Herrlichkeit bezeichneten. Hunde, Löwen, Katzen, Eulen, Sperlinge dienten dazu, um die Erscheinung des alten Gottes erst vollständig olympisch zu machen, und in einem andern Sinne kann auch der Kaiser Napoleon III. die Ideen von 1789 nicht zu seinen Füßen und an seinem Postament hingestellt haben.

Die Ideen von 1789 sind eigentlich in ihrer wesentlichsten Bedeutung die Menschenrechte selbst, ein Vorspiel aus Himmel und Hölle, womit das Drama der französischen Revolution eröffnet wurde. Die Menschenrechte waren in ihrer schematischen Aufstellung, welche die französische Revolution nach der amerikanischen Musterkarte versuchte, eine Philosophie der Freiheit und Gleichheit, die zugleich den Anspruch machte, das Evangelium der Natur zu sein. Die allgemeine Glückseligkeit, die Menschenwürde, das Recht der Gedanken und der Rede, die Gleichheit aller Vorzüge und Ansprüche des Individuums, die

Aufhebung aller, den einen zum Vortheil des andern bedrückenden Lasten, bildeten die Hauptmomente in diesem rührenden und erhebenden Gemälde, welches den Himmel auf Erden verwirklicht zeigen wollte. Die Hölle lag aber darin, daß der Teufel nicht aus dem Spiel bleiben konnte, um durch gewaltsame und dämonische Versuche ein abstractes Gerippe mit Fleisch und Blut zu erfüllen.

Konnte aber auch die Revolution nach diesem Schema nicht mit Erfolg arbeiten, sondern nur ihren eigenen Untergang daran finden, so war mit dieser Position doch ihr ideeller Höhepunct bezeichnet, auf dem sie als Anwalt für alle Leiden der Menschheit erschien. Die Ideen von 1789 waren zugleich die Ehren der französischen Revolution, und diese Ideen sind die sibyllinischen Bücher geblieben, die das räthselhafte Weib, wie oft auch damit abgewiesen und verunglückt, von Zeit zu Zeit immer wieder, aber jedesmal zu einem erhöhten Kaufpreis, bei den Machthabern angeboten hat. Es liegen darin die großen und ewigen Probleme, die jeden Denker herausfordern werden, so lange es Staat und Gesellschaft giebt, und schon sich mit ihnen beschäftigt und an ihnen geblutet zu haben, ist eine Würde, die den Geist eines Volkes erhöht und zugleich seinem Herzen Ehre macht.

Louis Napoleon hat in den Idees napoléoniennes*) seinen großen Oheim als den Testaments-Vollstrecker der Revolution bezeichnet, und damit auch schon die Ideen von 1789 an dem Steigbügel des triumphirenden Soldaten-Kaisers aufgehangen. Als Ueberwinder der Revolution soll der Empereur zugleich der Erfüller ihrer Ideen sein, denn diesen demokratischen Anstrich hat sich das Kaiserthum stets bewahren wollen, daß es die Revolution nur deshalb geschlossen, weil es ihre wahren und ächten Ideen zu erfüllen gewußt. Der Gewaltstellung, die es einnimmt, zugleich eine ideelle Begründung zu geben, ist ein Stolz des napoleonischen Systems, der nicht zu seinen schlechtesten Eigenschaften gehört. Denn wer sich besser stellt als er ist, hat stets einige Anwartschaft darauf, zu werden, was er scheinen wollte. Louis Napoleon selbst hat sich stets in den liebenswürdigsten Gleichnissen erschöpft, um den Zusammenhang der napoleonischen Dictatur mit der Freiheit auf das Beste ins Licht zu stellen. In seinen Rêveries politiques vergleicht er den Despotismus Napoleons, der zur Freiheit geführt habe, mit der eisernen Pflugschaar, „welche tiefe Furchen schneidet, und dadurch die Fruchtbarkeit der Felder hervorruft.

---

*) Oeuvres de Louis Napoléon I. 198.

Nur einen einzigen wesentlichen Zusammenhang mit der Freiheit, der von innen heraus kam, können wir dem Napoleonismus zugestehn, und dieser beruhte in seiner Stellung zum Feudalismus. Die Feudalwelt und das napoleonische System konnten sich nicht mehr vereinigen, da das letztere die Berechtigungen seiner eigenen Herrschaft über Frankreich nicht aus dem Territorialbesitz und dem Eigenthum, sondern nur aus der That des freien Individuums hatte schöpfen können. Die Revolution hatte die Menschenrechte vor Allem auch auf den Boden angewandt, den sie für frei erklärte von allen bisherigen Belastungen, wie auch von den ausschließlichen Vorzügen, welche er dem Besitzenden gab. Das napoleonische Kaiserthum war es, welches die Industrie als die eigentlich schöpferische Grundlage des modernen Staats hinstellte und entwickelte. Das berühmte Wort Napoleons I. „die Industrie ist das neue Eigenthum" deutete die ganze politische und sociale Stellung seiner Herrschaft mit der größten Bestimmtheit an. Der Napoleonismus, der durch Ueberwindung der alten aristokratischen und feudalen Gewalten zur Herrschaft gelangte und darin allerdings seine demokratische und revolutionaire Grundnatur behauptete, kann darum auch nur eine Gesellschaft brauchen, die Industrie geworden ist, wie er eine Armee hat, welche der Staat selbst geworden ist.

Der Napoleonismus muß darum an der Spitze einer Epoche stehn, die in ihrer historischen Entfaltung nur noch industriell und militairisch ist. Der Industrialismus ist der eigentliche Geist des napoleonischen Systems, und er hat keinen anderen aus sich zu entwickeln vermocht. Louis Napoleon hat auch diese Seite des Systems mit der größten Schärfe und bis zu seiner äußersten Spitze herauszuarbeiten gewußt. Er verstand es, den Industriegeist der Epoche nicht nur nach allen Richtungen hin zu entfesseln, sondern auch durch die Mobilmachung des kleinen Kapitals bis in die untersten Schichten der Gesellschaft, bis in die engsten Kreise des Volkslebens, hineinzujagen.

Napoleon I., obwohl antifeudal und industriell aus Prinzip, hatte darum doch der Versuchung nicht widerstehen können, sich einen neuen imperialistischen Adel zu schaffen, um dadurch eine brillante Gliederung in den Leib des Kaiserthums zu bringen. Aber dieser neue Adel sollte seine Titel nur aus den Verdiensten schöpfen, welche er sich um das Kaiserthum erworben, und so war, im starken Widerspruch mit den übrigen kaiserlichen Verfassungs-Institutionen, ein napoleonischer Adel aufgeblüht, der dem alten, schon vor der ersten Revolution sehr verfallenen und entkräfteten, bald jeden Glanz streitig zu machen anfing. Es wurde damit ein bedeutender Schlag gegen

den alten legitimistischen Adel des Faubourg St. Germain geführt, den auch Napoleon III. durch das von ihm im Jahre 1857 projectirte Adelsgesetz sich auf Gnade und Ungnade in seine Hände geliefert sehen wollte.

Der Bürgerkönig Louis Philipp, der für die Herrlichkeit der aristokratischen Titel durchaus keinen Sinn gehabt, hatte den französischen Adel verwildern lassen. Es war ihm lieber gewesen, wenn Jedermann sich aus eigener Machtvollkommenheit den ersten besten Adelstitel beilegte, als wenn er mit der Ertheilung eines Diploms belästigt wurde. Zu einem sonst bei der Orléans-Regierung sehr beliebten Hofmanne, welcher um einen Grafentitel für seinen Sohn anhielt, sagte er mit dem ihm eigenen halb biedermännischen, halb sarkastischen Lächeln: „In der That, ich sehe nicht recht ein, warum er sich nicht selbst den gewünschten Titel beilegt." So schossen die Adelstitel in Frankreich bald wie Pilze aus der Erde hervor. Das neue Gesetz, welches Napoleon III. im Jahre 1857 beabsichtigte, sollte den aristokratischen Augiasstall reinigen, indem es von Jedem, der einen Adelstitel führte, die Nachweisung verlangte, durch welches Recht ihm derselbe erworben worden sei. Dabei war es auf eine neue glänzende Befestigung des napoleonischen Adels abgesehn, dessen Diplome

sich bei diesen Nachforschungen ohne Zweifel in der besten Ordnung und am rechtskräftigsten geregelt erwiesen haben würden. Es schien aber auch die Absicht, das ganze Heer der Legitimisten von neuem in die Sphäre des napoleonischen Throns zu bannen, denn man weiß, daß die Rechtstitel der alten legitimistischen Adelsfamilien Frankreichs im Sturme der Zeiten fast sämmtlich verloren gegangen sind. Die ganze Familien-Ehre dieser Herren stand mithin auf dem Spiele, und man konnte annehmen, daß sie sich schaarenweise in den napoleonischen Hofdienst gedrängt haben würden, nur um eine schonende Untersuchung ihrer Diplome zu erlangen. Den unter Louis Philipp entstandenen Aventurier-Adel zu entlarven, konnte für Louis Napoleon nur ein geringeres Interesse haben. Die viveurs de Paris sind die guten Freunde des Kaiserreichs, und es kam nicht viel darauf an, ihnen die erborgten Federn wieder von ihrem Hut zu nehmen. Aber den stolzen und starrköpfigen, in ihren Hôtels wie verschanzten Legitimisten zu zeigen, daß es mit ihrem Adel nichts ist, wenn sie ihn nicht an den Stufen des napoleonischen Throns erneuert sehen wollen, das wäre vielleicht schon der Mühe werth gewesen.

Aber Louis Napoleon stand nichtsdestoweniger davon ab, sein Adelsgesetz ins Leben treten zu lassen,

und es scheint, daß die Ankündigung desselben in der That nur als Schreckschuß für die Bewohner des Faubourg St. Germain habe dienen sollen. Man war erst der Meinung, daß der Kaiser durch eine nähere Berücksichtigung seiner eigenen Situation davon abgehalten worden sei. Denn eine Revision sämmtlicher Adelstitel im heutigen Kaiserreich hätte in des Empereur nächster Nähe wohl manches Unheil stiften können. Waren denn die Adelstitel seiner genauesten Freunde, wie Graf Morny, Graf Persigny, und noch höher hinauf, schon so stichhaltig, daß sie nicht noch einer nachträglichen Legalisirung bedurft haben würden? Und dergleichen bei dieser Gelegenheit vorzunehmen, würde immerhin mißlich gewesen sein. Daß es dem Kaiser aber nicht fern steht, einst eine wirkliche Reform der französischen Aristokratie vorzunehmen und dabei dem napoleonischen Adel selbst manche verrottete feudale Einrichtung wieder zum Geschenk zu machen, hat sein Dotationsgesetz für Pelissier, den Herzog von Malakoff, bewiesen. Man hat darin zu Gunsten des Helden von Sebastopol eine indirecte Wiedereinführung der Majorate erblicken wollen, welche schon durch die erste Revolution und nicht minder durch den Code Napoléon, wie durch die Gesetzgebung Louis Philipps aufgehoben waren.

Es scheint dies ein Fingerzeig zu sein, welcher Ausdehnung die napoleonischen Institutionen überhaupt noch fähig sind, und wie die angebliche demokratische Grundnatur derselben sich leicht und ohne Bedenken mit Allem verträgt, was Umstände und Bedürfnisse erfordern werden. Die Staatsgewalten des Empire, die seine verfassungsmäßige Grundlage bilden sollen, waren schon unter Napoleon I. nur ein magisches Blendwerk gewesen, das der Meister nach Belieben spielen lassen konnte, je nachdem ihm die Lichter und Farben für den Augenblick paßten, oder es ihm auch darauf ankam, eine plötzliche effectvolle Dunkelheit zu verbreiten. Die napoleonische Constitution, die nach Ansicht der Bonapartisten von Louis Napoleon im liberalen Sinne emendirt worden, ist die vollendetste Maschinerie, die nur gedacht werden kann, um den Volkswillen für alle Handlungen des Absolutismus gewissermaßen verantwortlich zu machen, und doch ist diese Maschinerie ein so klapperiges und leicht durchsichtiges Räderwerk, daß nicht einmal die Mühe obzuwalten scheint, ihre Fehler und Lücken auch nur mit einer kleinen Schaamschürze zu bedecken.

Der Ursprung der napoleonischen Institutionen liegt in dem großartigen Verfassungsschema, welches Sieyès, nachdem er die Revolution vom achtzehnten Brumaire

durchgesetzt und mit dem General Bonaparte und Roger Ducos provisorisch zum Consul ernannt worden, in seinem philosophischen Kopf ausgebrütet hatte. Eine Staatsverfassung, die durch eine künstliche Stellung der Gewalten zu einander ausgedrückt wird, kann im besten Sinne immer nur ein ideelles Kunstwerk sein, das nach der mehr oder weniger gelungenen Harmonie seiner Theile und nach den absichtsvoll ineinander greifenden Motiven beurtheilt wird. Sieyès, der als scharfsinniger Denker zuerst das Wesen des dritten Standes ergründet und bestimmt hatte, erhielt auch den Auftrag, den Entwurf zu der neuen Constitution zu machen, in welcher die Elemente der Republik und Monarchie zuerst auf der Grundlage der Volksrepräsentation verschmolzen werden sollten. Sieyès war es, der die Gewalten des Corps législatif, des Tribunats, des Staatsraths und des Senats so erfand, daß sie in gewisser Hinsicht ihre Existenz aus dem Volke gewinnen sollten. Sieyès hatte, wie er es selbst nannte, das System der Pyramide im Sinne, welches er in einem fest gegliederten Bau von unten nach oben aufsteigen lassen wollte. In einer dreifachen Destillation des Volkes sollten drei Listen, die listes de notabilité, aufgestellt werden, die in dieser Abstufung dadurch zu Stande kamen, daß die Versammlung eines Arrondissements immer den zehnten

Theil ihrer Mitglieder wählte. Auf diese Weise wurde die erste Liste von fünf bis sechsmalhunderttausend Individuen geschaffen, la liste de la notabilité communale, aus welcher die Communalgewalten in ihren sie verschiedenfach vertretenden Beamten genommen werden sollten. Diese fünf bis sechsmalhunderttausend Individuen vereinigten sich ihrerseits wieder zu einer Departements-Versammlung, und schieden in dieser wieder ein Zehntheil von sich durch die Wahl aus, wodurch die zweite Liste, la liste de la notabilité départementale, in einer Anzahl von fünfzig bis sechszig tausend Individuen, gebildet wurde. Aus dieser Liste sollten die Departements-Beamten gewählt werden. Die Bürger der zweiten Liste führten sich durch eine neue Wahl wiederum auf ein Zehntheil zurück, woraus die liste de la notabilité nationale in einer Anzahl von fünf bis sechstausend Individuen entstand, aus welchen die Glieder des legislativen Corps, die höheren Staatsbeamten, Staatsräthe, Minister u. s. w. ernannt werden sollten.*)

Zwischen Sieyès und dem General Bonaparte fanden damals geheimnißvolle und stürmische Berathungen über die auf einem solchen Grunde aufzubauende Verfassung Statt. Diese Berathungen

*) Vgl. Thiers Histoire du Consulat I. 59.

nahmen erst die feindseligste Wendung zwischen Beiden, und der Held, der nur seine eigene Größe und Zukunft im Auge hatte, schien sich mit dem Philosophen und Gesetzgeber, der ihm vielleicht heimlich ein Bein stellen wollte, durchaus nicht einigen zu können. Endlich verstand man sich darüber, daß ein gesetzgebender Körper, ein Tribunat, ein Staatsrath und ein Senat die Gliederung der neuen Verfassung bilden sollten. Diese von dem klugen Sieyès erdachten Körper boten in der That die größten Vortheile für einen Zustand dar, der von der Monarchie die von oben herab gestaltende Ordnung, und von der Demokratie die von unten herauf sich begründende Repräsentation des Volkswillens empfangen wollte.

Merkwürdig war, daß der Hauptkörper dieser Verfassung, das corps législatif, von vorn herein zur Rolle des Stummen verurtheilt wurde. Er discutirte die Gesetze nicht, sondern er hatte sie nur schweigend anzunehmen und zu verwerfen. Ein anderer ganz eigenthümlicher Körper, das Tribunat genannt, durfte eine öffentliche Debatte über die ihm zugegangenen Gesetzentwürfe unternehmen. Dann vereinigten sich drei aus seiner Mitte, mit drei Mitgliedern des Staatsraths, um dem legislativen Körper in Form einer Debatte vorzutragen, was im Schooße des Tribunats über das vorliegende Gesetz

beschlossen worden war. Der gesetzgebende Körper entschied oder verwarf dann, und er konnte selbst zum Gesetz erheben, was von dem Tribunat abgelehnt worden war. Dem Gouvernement zur Seite stand der Staatsrath, welcher die Gesetzentwürfe redigirte und an den legislativen Körper brachte. An der Spitze aller dieser Gewalten aber stand der Senat, der zwar keinen Antheil an dem Werk der Gesetzgebung selbst hatte, aber die Macht besaß, jedes Gesetz oder jede Regierungshandlung, die er für „unconstitutionell" erklären zu müssen glaubte, durch seinen Spruch zu cassiren. Er nannte sich deshalb auch Sénat conservateur, und in seinen Händen lag die ganze Schöpfungsgeschichte dieser Gewalten, die er damit begann, daß er zuerst sich selbst beim Schopf nahm, um sich zu erzeugen, indem er seine eigenen Mitglieder aus der Liste der notabilité nationale ernannte. Es fand dabei die in jeder Genesis unvermeidliche Verlegenheit Statt, daß Gott schon anderweitig vorhanden gewesen sein muß, ehe er sich selbst erzeugen konnte, und dann auch die übrige Welt mit allen ihren Elementen. In dieser Verlegenheit half man sich damals in Frankreich durch die Auskunft, daß man Herrn Sieyès durch einen besondern Artikel der Constitution beauftragte, aus seiner eigenen Machtvollkommenheit die Majorität

des Senats zu ernennen. Nun konnte der Senat, da ihm in dieser Majorität erst sein Erzeugungsglied gegeben worden, sich selbst mit Leichtigkeit fertig erzeugen. Dann, nachdem er selbst vollständig war, bildete er nach den Bestimmungen der Verfassung den gesetzgebenden Körper und das Tribunat, die aus der Wahlliste der notabilité nationale zu ernennen waren. Der Staatsrath, der einen Theil der Executiv-Gewalt selbst ausmachte, erhielt auch von dieser seine Ernennung.

Die Gestaltung dieser Executiv-Gewalt war es aber gerade, welche zuerst den feindlichen Zusammenstoß zwischen Bonaparte und Sieyès hervorgerufen hatte. Sieyès war in seinem Verfassungs-Project auf den wunderbaren, aber jedenfalls sehr fein berechneten Einfall gekommen, an die Spitze dieses neuen Staats eine Figur zu rufen, von der man bis dahin in der Geschichte noch keine Vorstellung gehabt hatte. Diese Figur nannte er den Groß-Wähler (le Grand-Electeur), und er wollte ihn mit einer Pracht der Existenz und mit einer Gewalt ausgestattet sehn, die den General Bonaparte, der natürlich etwas ganz Anderes beabsichtigte, zu einem förmlichen Wuthausbruch trieben. Die Idee des Groß-Wählers war eine höchst diabolische, und Sieyès konnte sie in seinem verschlossenen Tiefsinne nur ausgegrübelt haben,

um damit jedes persönliche Machtgelüste an der Spitze der neuen Demokratie zu brechen. Der Groß-Wähler sollte an der Spitze der Executiv-Gewalt stehn, und er führte deshalb diesen Namen, weil er die beiden höheren Ausführungs-Organe des Staats, nämlich den Consul des Friedens und den Consul des Krieges, zu erwählen hatte, welches seine einzige Function war, zu welcher er gebraucht werden sollte. Dieser Groß-Wähler sollte aber zugleich die ganze Republik nach außen hin repräsentiren, und Sieyès schlug darum vor, die ganze Existenz dieses Mannes in einen magischen Glanz zu hüllen, und ihn mit einer Pracht ohne Gleichen auszustatten. Da er, gleich der Königin im Bienenstock, gewissermaßen nur das erzeugende und befruchtende Princip der ganzen Staatsgewalt war, und sonst gar nichts zu thun hatte, so sollte er auch wie der Dalai-Lama der Republik nur in Pracht und Wohlleben gebettet werden. Im Sommer sollte er in Versailles, und im Winter in den Tuilerien wohnen, und Sieyès wollte ihm außerdem ein Gehalt von sechs Millionen Francs und eine Leibgarde von dreitausend Mann zugesichert wissen. Aber so bewundernswürdig schloß das ganze System, welches Sieyès sich erdacht, ineinander, daß er auch ein Mittel darin fand, den Groß-Wähler, sobald es wünschenswerth schien, wie-

der verschwinden zu lassen. Der Groß-Wähler sollte vom Senat gewählt werden, aber er konnte durch denselben auch wieder seine Abberufung empfangen, indem er es sich gefallen lassen mußte, eines Tages zum Senator wider Willen gemacht zu werden. Sieyès nannte dies den Groß-Wähler durch den Senat absorbiren, und diese Gefahr hinderte den General Bonaparte am meisten, sich mit dieser Figur zu befreunden, die außerdem allen seinen längst gefaßten Plänen auf eine unheimliche Weise im Wege stand.

Denn es fragte sich, wer Groß-Wähler werden sollte, wenn nicht Bonaparte selbst? Damit war aber seine ganze Laufbahn, die schon unaufhaltsam zum Kaiserthum hinanstieg, in einer ans Ridicule streifenden Weise verriegelt, denn war auch der Groß-Wähler fast dazu angethan, den Monarchen Frankreichs vorzustellen, so konnte er doch von diesem Platz aus eines Tages wieder in den Senat hinein absorbirt werden, und dann mußte Bonaparte entweder wieder von vorn anfangen oder er mußte sich auf's Ohr legen und seinen Kaisertraum ausschlafen. Wäre Bonaparte damals in die Falle des Groß-Wählers gegangen, so würde Frankreich vielleicht das napoleonische Kaiserthum nicht über seinem Haupte gesehen haben.

In der That war der Groß-Wähler die maliziöseste Erfindung, die gemacht werden konnte, um

den künftigen Kaiser unmöglich zu machen. Das mystische Ei des Grand-Electeur war nicht das Ei der Cäsaren, und Napoleon konnte und wollte aus diesem Ei nicht auskriechen. Sein Widerstand gegen den Groß-Wähler war so leidenschaftlich und heftig, und wurde zugleich mit so starkem Hohn und Spott von ihm geführt, daß Sieyès sich entschloß, seine Figur fallen zu lassen. An ihre Stelle trat die Figur des Ersten Consuls, die den Imperator schon unabweislich in sich trug, und der die von Sieyès erfundenen Institutionen des legislativen Corps, des Tribunats, des Senats und des Staatsraths als ein bequemes Machtgestell unterbreitet wurden. So war die Verfassung des Jahres VIII (1799) entstanden, deren Abschluß damals um so mehr Beifall fand, als die beständigen Verfassungs-Machereien der Revolutionsjahre großen Ueberdruß erregt, und man sich freute, gegen dieselben einen festen Damm erreicht zu haben. Es war dies derselbe Moment, der, nach den ermüdenden und blutaussaugenden Quälereien der constitutionellen Debatte unter Louis Philipp, im Jahre 1852 einen so günstigen Eindruck für die von Louis Napoleon gegebene Verfassung der französischen Republik erregte, aus welcher die heutige Kaiser-Verfassung sich nur mit einem geschickten Volteschlag, der blos den Titel des Präsidenten in den des Kaisers abänderte, ent-

puppte. So begründete sich auch das Kaiserthum Napoleons I. auf dieselben Verfassungs-Elemente, welche das Fußgestell des ersten und dann des lebenslänglichen Consuls geworden waren, und nur das Tribunat und die listes de notabilité wurden in den kaiserlichen Institutionen über Bord geworfen, indem schon beim Antritt des lebenslänglichen Consulats aus dem Tribunat nur eine Section des Staatsraths und aus den listes de notabilité die lebenslänglichen Wahl-Collegien gemacht worden.

Die Verfassung Louis Napoleons vom 14. Januar 1852 erhielt nur durch ein Senats-Consult diejenigen formellen Abänderungen, welche der Uebergang in die Kaiserwürde nöthig machte. Sonst ist diese republikanisch-kaiserliche Verfassung der Consulats-Verfassung vom Jahre VIII. (mit den nachträglich in dieselbe hineingebrachten Abänderungen) ganz genau nachgebildet worden. In gewissem Betracht wird man auch allerdings sagen können, daß Louis Napoleon, obwohl durchaus im Schema der kaiserlichen Institutionen arbeitend, doch den Schein der freien Bewegung in denselben noch zu erhöhen gewußt habe. Er brachte einige neue Klappen und Luftlöcher an dem kaiserlichen Verfassungswesen an, wodurch der Automat, ohne der sein Uhrwerk aufziehenden Hand des Herrn ungetreu zu werden, sich

eines fast selbständigen Lebens zu erfreuen schien. Dieser Automat sollte seine Partie Schach mit dem Kaiser so täuschend spielen, daß, indem Zug für Zug sich regelrecht folgten und sogar mit aller Hitze des Gefechts sich gegenüber traten, doch keine vorherige Abkartung möglich schien. Der Neffe löste darum dem gesetzgebenden Körper die Zunge, die unter dem Oheim stumm geblieben war, und gab ihm das Recht der eigenen Discussion der Gesetz- und Steuer-Vorschläge zurück. Außerdem ließ er, in Anwendung des allgemeinen Stimmrechts, diesen Verfassungs-Körper ohne Listen und Scrutinium aus einer Wahl hervorgehn, welche zur Grundlage die Bevölkerung hatte, und wodurch auf 35,000 Wähler ein Deputirter zum Corps législativ gerechnet wurde. Der Senat besteht aus den Cardinälen, den Marschällen, den Admirälen und aus denjenigen Herren, welche der Kaiser zu der Senatoren-Würde zu ernennen für angemessen hält. Die Senatoren besitzen ihre Würde lebenslänglich, und üben als Wächter der Fundamental-Verträge und der öffentlichen Freiheiten fast dieselben Befugnisse aus, welche ihnen in der altnapoleonischen Verfassung zugewiesen waren. Nur die 30,000 Francs jährlich, welche der Kaiser als lebenslängliche Dotation seinen Senatoren zugewiesen, sind ein neues und starkes Gewürz, um die Ergebenheit und Treue

des Senats recht schmackhaft werden zu lassen, denn der Senat kann heut Alles regeln, „was nicht durch die Verfassung vorgesehen und was zu ihrem Gange für nöthig gehalten wird,“ wie er auch alle ihm von der Regierung als verfassungswidrig überwiesenen Handlungen „für nichtig“ erklären kann. Der Senat ist daher das am meisten praktische Werkzeug der Reaction in den Händen der heutigen kaiserlichen Gewalt geworden. Der Staatsrath dagegen, mit seinen sehr hoch besoldeten Mitgliedern, ist kaum noch ein Verfassungskörper zu nennen, da er nur ein die Person des Kaisers am nächsten umgebender Kabinetsrath geworden ist, der mit der Verfassung keinen anderen Zusammenhang hat, als daß in seinem Schooß die Gesetzentwürfe redigirt werden und die geheime Werkstatt aller Verwaltungs-Angelegenheiten aufgeschlagen ist.

Es ist aber dafür gesorgt, daß der Willen des Kaisers in allen Verfassungs-Organen, wie sie auch genannt und gestellt sein mögen, unwiderstehlich arbeitet. Das Corps législativ, obwohl mit dem Recht der freien Discussion begabt, hat doch noch nie eine Ausnahme davon gemacht; es nimmt nur an, was der Kaiser angenommen sehen will, und schlägt nicht ab, was der Kaiser nicht abgeschlagen sehen will. Dazu gehört freilich auch ein Präsident des gesetz-

gebenden Körpers, wie es Graf Morny ist, der schon in der Deputirten-Kammer Louis Philipps, in der er im Jahre 1842 Abgeordneter war, alle Ränke und Pfiffe des parlamentarischen Wesens kennen gelernt und sich darin zum Meister aller Staatsumtriebe geweiht hatte. Da constitutionelle Verfassungen oft nur ein Complot gegen das Volk sind, so gehören zur geschickten Führung einer solchen Maschine, statt der staatsmännischen Talente, nur gewiegte Intriguanten, die außerdem das Geschäft mit einem gewissen Anstrich von Bonhommie zu betreiben verstehn. Morny verbindet mit dieser Bonhommie noch eine durchaus chevalereske Natur, die seinen Operationen, sei es an der Börse und in der Industrie, sei es bei der Gängelung der Herrn vom Corps législatif und bei den Wahl-Umtrieben, noch immer eine gewisse Grazie verliehen hat.

Louis Napoleon soll früher eine schwer zu bewältigende Abneigung gegen seinen Stiefbruder besessen haben, der ihm besonders wegen seines früheren Verhältnisses mit den Orléans widerstrebend war. Graf Morny war in der That der vertraute Freund des Herzogs von Orléans gewesen, und hatte alle Aussicht, auch unter den Orléans Minister zu werden, wenn die Herrschaft derselben sich behauptet hätte. Louis Napoleon vergab seinem Stiefbruder dies Ver-

hältniß erst nach dem Staatsstreich von 1852, bei dem ihm Graf Morny eine so außerordentliche und wirksame Unterstützung leistete, daß Louis Napoleon, erstaunt über diese Kühnheit und Verschlagenheit seines Halbbruders, einsehen mußte, welchen Werth es hat, in der Schule der Orléans gebildet worden zu sein. Morny gehört zu den am meisten charakteristischen Figuren auf dem Boden der napoleonischen Politik, und die Männer dieser Epoche können in ihm nur ihren am ausdrucksvollsten herausgearbeiteten Typus erkennen. Politik und Börsenspeculation, Regierungswechsel und Agioberechnung verbanden sich bei ihm zu einem und demselben System, und wenn er an der Börse bei einer allgemeinen Baisse kaufen ließ, konnte man darauf rechnen, daß auch alle politischen Chancen glücken und die Course binnen Kurzem wieder in die Höhe gehen würden. So ließ er am 1. December 1852 alle Papiere, die nur irgend zu bekommen waren, an der Pariser Börse aufkaufen. Wäre der Staatsstreich nicht gelungen, so hätte er sich doch nur eine Kugel durch den Kopf schießen können, und in dieser Lage war er ohnehin, da er in diesem Augenblick gerade ein gänzlich ruinirter Mann war, und in seinen bisherigen Speculationen Alles, was er bisher besaß, eingebüßt hatte. Aber jetzt, da Alles gelang, mußte ihm mit dem Reichthum auch

die Macht zufallen, denn ein Minister-Portefeuille und die höchsten Würden des neuen Kaiserthums konnten ihm nicht ausbleiben. Die außerordentlichsten Dienste aber leistete er bei der Entstehung wie bei den ersten Einrichtungen des neuen Kaiserthums durch seine beispiellose Virtuosität in den Wahl-Umtrieben. Seiner Meisterhand war es vornehmlich zuzuschreiben, daß die 7,824,189 Stimmen für das Kaiserthum von den Bäumen geschüttelt wurden. Graf Morny war zu sehr ein Mann des Agio und der Industrie (denn in der Auvergne hatte er sich früher auch mit der Runkelrübenzucker-Fabrication befaßt), als daß er es nicht hätte verstehen sollen, die industrielle Speculation auch auf die Bereitung der Volksstimmen anzuwenden. Sein eigenes Leben hatte ihn darauf hingewiesen, daß man sich Alles kaufen kann; hatte man ihm doch selbst für 800,000 Francs einen Vater gekauft, wofür er von dem Grafen Morny adoptirt worden war. Die Politik des Agio schien aber doch den Grafen Morny zuletzt in so tolle Wirbel hinabzuziehn, daß sich der Kaiser selbst dadurch compromittirt fühlte, und diese Chance brachte dem Grafen Morny wieder die Entfernung auf den Gesandtschaftsposten in St. Petersburg ein, wo das neue Terrain auch wieder zu industriellen Geschäften mancher Art von ihm benutzt werden konnte. Die ruſ-

sisch-französische Allianz wurde dabei von ihm durch einige Taktlosigkeiten eingeleitet, die vielleicht zweckdienlicher für die Absichten des Kaisers Louis Napoleon waren, als die berechnetsten Operationen. Denn es bedarf einer gewissen Naivetät, um eine Sache auf's Tapet zu bringen, für die sich noch Niemand verpflichten will, und die man nur einstweilen betasten möchte, um sie später beurtheilen zu können. Von diesem Gesandtschaftsposten kehrte Morny wieder nach Paris zurück, um den Präsidentenstuhl des Corps législativ einzunehmen. Von ihm soll die Idee ausgegangen sein, für die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers eine silberne Medaille prägen zu lassen, die auf der einen Seite das Brustbild Louis Napoleons, auf der andern Seite den Namen des Volksvertreters, der sie erhalten soll, von einem Eichenkranze umgeben, zeigt. Es erhält diese Medaille, die für jede Legislaturperiode neu geprägt wird, zwar jedes Mitglied ohne Unterschied, denn dieses Ehrenzeichen soll dazu bestimmt sein, dem Träger desselben nicht nur die persönliche Unantastbarkeit allen Gerichten gegenüber, sondern auch den ungehinderten Zutritt bei allen öffentlichen Ereignissen und Sehenswürdigkeiten zu verbürgen. Eine Medaille ist für viele Leute immer eine Medaille, und sie wärmt einst-

weilen die Stelle auf der Brust, auf welcher später einmal das Kreuz der Ehrenlegion erscheinen kann.

Das Palais du corps législativ, in der wunderbar schönen Lage am Quai d'Orsay, wo die Herrlichkeiten und Fernsichten des Concorde-Platzes den Blick auf eine magische Weise verlocken, dient auch dem gesetzgebenden Körper Louis Napoleons zu seinen Sitzungen, sowie früher Napoleon I. diesen Verfassungskörper in denselben Räumen einlogirt hatte. Es ist dies das schöne Palais Bourbon, in dem wir uns zugleich auf der Schädelstätte des französischen Constitutionalismus befinden. Die in der Nähe sich vorbeiziehende Rue Casimir Perier erinnert uns an den großen Märtyrer der constitutionellen Epoche Frankreichs, der sich in diesem Palais an den vergifteten Dolchspitzen der parlamentarischen Debatte seinen Tod holte. So schlimm, wie in der damaligen Deputirtenkammer Louis Philipps, geht es in dem heutigen Corps législativ nicht her. Heut becomplimentirt man sich dort nur mit der Gewalt, indem man Gesetze macht. Die Gottheit des Gesetzes aber hat jetzt außerhalb des Hauses und auf der Straße, auf einem dem Palais nahegelegenen Platz, ein prächtiges Monument erhalten. Man erblickt dort die Statue des Gesetzes mit der Gesetztafel und dem napoleonischen Adler, welche mit einer inschrift-

lichen Hinweisung auf die glückliche Regierung Napoleons III. von dem Minister des kaiserlichen Hauses errichtet worden.

Von den Ideen von 1789 ist auch im Corps législatif nur bei gewissen feierlichen Ceremonien die Rede, wo Excellenz von Morny es für seine Schuldigkeit erachtet, diesen vorschriftsmäßigen bunten Faden durch seine Anrede an die Versammlung zu ziehn. Die altnapoleonische Verfassung entschlug sich noch ganz dieses ideellen Ballastes, den aber Louis Napoleon schon in seinen „Politischen Träumereien" als die nothwendige Unterlage des republikanischen Kaiserthums, wie er es damals in seinen Gedanken aufbaute, bezeichnete. Die Constitution, welche Louis Napoleon damals träumte*), begann mit einer ausführlichen Declaration der Menschenrechte, welche X. (der damals noch unausgefüllte Name des neuen und ächten Souverains der Franzosen) der sich „durch den Willen des Volkes Kaiser der französischen Republik" nannte, an die Spitze des Verfassungsgebäudes der Zukunft stellte. Diese Verfassungs-Vision Louis Napoleons, welche er im Jahre 1832 während seines Aufenthaltes in der Schweiz gehabt, zeigte, daß

---

*) Oeuvres de Louis Napoléon T. I. „Rêveries politiques" p. 83.

ursprünglich etwas von dem Geist Montesquieu's und Rousseau's in ihm lag. In diesem Sinne erklärte er auch die Menschenrechte für den fundamentalen Boden von Staat und Gesellschaft.

Die Gleichheit aller Menschen durch die Natur und vor dem Gesetz, die Freiheit des Eigenthums, der Arbeit, der Gedanken, der Person durchwirkten diesen Boden der geträumten Kaiser-Republik in seinen innersten Tiefen. Auch die Volks-Souverainetät, „die eine, untheilbare, unveränderliche und unverjährbare", wurde als Hauptgrundstein eingefügt, und selbst kein Bedenken getragen, unter die Menschenrechte auch das jederzeit bestehende Recht des Volkes zur Revision, Abänderung und Umgestaltung seiner Verfassung aufzunehmen. Louis Napoleon fügte damals noch das durchaus naturrechtliche Motiv hinzu: „Daß eine Generation nicht im Stande sein könne, seinen Gesetzen auch die künftigen Generationen zu unterwerfen." Die Person des Kaisers bezeichnete er neben dem gesetzgebenden Körper nur als einen Repräsentanten der Nation. Er erklärte den Kaiser für unverletzlich, aber nur insoweit, als er selbst seine Eide halte. Es ist interessant, daß Louis Napoleon diesen Verfassungs-Entwurf auch Chateaubriand, der sich damals in der Schweiz aufhielt, zur Begutachtung mittheilte. Dem Großmeister

des französischen Legitimismus, der leicht von jeder geistreichen Phantasie eingenommen wurde, soll Manches daran gefallen haben, denn der über eine Republik freier Menschen gebreitete Purpur des Kaiser-Mantels mußte selbst auf ihn, der nur die von Gott gegebene Monarchie wollte, noch eine Art von Zauber ausüben. Es soll eine förmliche Verhandlung zwischen Chateaubriand und Louis Napoleon über diese Constitution stattgefunden haben. Doch sprach Chateaubriand den Wunsch aus, daß überall statt des Wortes: „Volk" lieber „Nation" gesetzt werden möchte, was gewöhnlich eine Auskunft Derjenigen ist, welchen der Volksbegriff als solcher in seiner Nacktheit allzu bedenklich erscheint, und die in dem weitbauschigeren Begriff der Nation noch einen guten Versteck für Manches glauben, was ihnen jederzeit wünschenswerth ist.*)

Die Verfassung vom 14. Januar 1852 erklärte gleich im 1. Artikel ihres 1. Titels: „Die Verfassung erkennt an, bestätigt und verbürgt die im Jahre 1789 proclamirten großen Grundsätze, welche die Grundlage des öffentlichen Rechts der Franzosen sind."

Ob diese „großen Grundsätze von 1789" noch

---

*) Oeuvres de Louis Napoléon I. 67.

lange zu dem statutenmäßigen Schwindel des Kaiserreichs gehören werden? Der bonapartistische Komödiendichter Emil Augier, der kürzlich auf dem Odéon sein neues Stück: „la jeunesse“ aufführen ließ, wußte darin noch durch eine Anspielung auf die Wohlthaten der Principien von 1789 einen stürmischen Theater-Applaus hervorzurufen. Aber man weiß nicht mehr recht, wer diese Klatscher noch sind. Man fängt an, diejenigen, welche sich so laut für die Principien von 1789 erklären, bereits für heimliche Polizei-Agenten anzusehen. Denn ein Anderer, der nicht auf bonapartistischem Standpunct steht, würde es jetzt nicht mehr wagen, so enthusiastisch nach dem revolutionairen Köder des Kaiserthums zu schnappen

---

V.

Eine neue Epoche im Kaiserreich.

Das Granaten-Attentat, welches am 14. Januar zwischen der Ecke der Rue Lepelletier und der großen Oper gegen den Kaiser Napoleon III. begangen wurde, hat einen erschütternden Wendepunct für die ganze Stellung des Kaisers herbeigeführt. Louis Napoleon ist durch dies furchtbare Mord-Attentat, und wahrscheinlich noch mehr in Folge der Entdeckungen, die er gleichzeitig in den inneren und verborgenen Zuständen Frankreichs gemacht, ganz und gar in die Reaction des nackten Säbels hineingeworfen worden. Die Epoche ist abgelaufen, wo er mit der demokratischen Idee künstelte. Durch dies Ereigniß hat sich seine Natur in ihrem Innersten umgewandelt, und finsterer und rascher als man ihn je gesehen, hastiger und übergangsloser als man es je von ihm erwartet hatte, spielte er den letzten Trumpf des Kaiserthums aus, der an die Stelle aller anderen gesetz-

lichen Einrichtungen die militairische Reorganisation des französischen Volkes setzt.

Es liegt in der Art und Weise der napoleonischen Persönlichkeit, sich plötzlich unberechnenbar zu verändern. Die Höllen-Maschine des dritten Nivose, die gegen den ersten Consul ebenfalls auf seinem Wege nach der Oper losbrannte, veränderte sein ganzes Wesen auf Einmal so sichtlich, daß Napoleon von diesem Augenblick an ein anderer Mensch geworden zu sein schien. Zwar traf ihn der Mordanschlag nicht, und Napoleon verdankte sein Leben seinem halbtrunkenen Kutscher, der mit dem Wagen, in welchem der erste Consul mit seinen Generälen und Adjutanten saß, im Galopp durch die enge Straße dahinjagte, welche von dem mit der Höllen-Maschine beladenen Karren gesperrt war. Die gefüllte Tonne spie ihr Eisen und Blei erst hinterher aus, nachdem Napoleon schon vorübergefahren war, und tödtete und verwundete nur eine Menge unschuldiger Personen auf der Straße oder erschütterte die umherliegenden Häuser und Fenster, wie es auch bei den gegen Louis Napoleon geschleuderten Bomben am 14. Januar der Fall war.

Das Ereigniß mit der Höllenmaschine am dritten Nivose wandelte zuerst die Individualität Napoleons in einen anderen, ganz verschieden sich darstellenden Charakter um. Napoleon hatte bis dahin sich bemüht,

dem französischen Volke als Franzose zu erscheinen. Er hatte auch eine individuelle Uebereinstimmung mit der Nationalität, die er beherrschen wollte, erstrebt, und sich darum gewisse elastische und gefallsame Manieren des französischen Charakters angeeignet, die ihn nicht übel zu kleiden anfingen. Das Haus, das er führte, war gastfrei und gesellig gewesen, er verkehrte ohne jede schwierige Etiquette mit Gelehrten, Künstlern und andern ausgezeichneten Männern, die an seiner Tafel täglichen Zutritt hatten, und es schien einen Augenblick lang, als wenn der Hof des ersten Consuls auch den Musen und Wissenschaften Alles zu ersetzen vermöchte, was sie nach dem Sturz der alten Hofwirthschaft Frankreichs verloren hatten. Das Attentat machte ihn zu einem erklärten Gegner der französischen Nationalität, zu einem Feind der Franzosen im eigentlichsten Sinne des Wortes, und er selbst warf die französisch nationale Maske, die er bis dahin getragen, mit einem Alle bestürzenden Ungestüm ab. Das italienische Geschlecht bemächtigte sich jetzt wieder der ganzen Natur Napoleons, und die Franzosen erkannten den Fremden, der nicht von ihrer Art war, der ihnen aber bereits mit unentrinnbarer Gewalt den Fuß auf den Nacken gesetzt hatte.

Dies Attentat vom dritten Nivose, welchem der Hauptwendepunct in dem Herrscher-Charakter Napo-

leons zugeschrieben werden kann, war italienischen Ursprungs, obwohl die desselben angeklagten Italiener niemals gesetzlich überführt worden sind. Auch das Raketen-Attentat gegen Louis Napoleon, an dessen Spitze die Italiener Orsini und Pierri gestanden, mischte seinen italienischen Ursprung ohne Zweifel mit den in der französischen Hauptstadt selbst verzweigten Elementen, die, wenn man den ganzen Umfang dieser Betheiligung auch so lange als möglich verheimlichen wird, jedenfalls sehr stark und sehr nachhaltig dabei im Spiele waren. Daß die italienische Conspiration dabei zum Ausführungs-Werkzeug gestempelt wurde, lag in der ganzen Situation. Der Name des Grafen Orsini bezeichnet mehr, als irgend ein anderer Name der heutigen italienischen Flüchtlinge, den offen gebliebenen Krater der italienischen Revolution, der am allerwenigsten durch die französischen Bajonnette hat geschlossen werden können. Die italienische und die französische Revolution haben sich aber schon seit längerer Zeit zu einer solidarischen Sache zusammengestellt, die sich mit ihren innersten Fäden berührt, und bei der es auf die Gleichzeitigkeit und Folgerichtigkeit der ersten Ereignisse abgesehen ist. Dadurch ist das Attentat in seiner mordschwangeren scheußlichen Gestalt auf den französischen Boden geschoben worden, um die revo-

lutionaire Initiative Frankreichs, welche sonst durch die ewig wühlenden Parteien gehandhabt wurde, jetzt in den Alles entscheidenden Anschlag auf eine einzelne Person zu verlegen. Aus der Unterdrückung der politischen Parteien in Frankreich ist das sinistre Gorgonenhaupt des Attentats hervorgewachsen. Die freie und öffentliche Entwicklung der Parteien hatte in einem Lande wie Frankreich viel Gutes gehabt. Es wurden dadurch die Schlacken ausgeworfen, die, im Innern stecken bleibend, und sich auf die Lebensorgane werfend, leichter als jede offene Bewegung die Existenz eines Staats gefährden können. Wo aber die Parteien durch das Attentat abgewechselt worden, ist nur noch die Verzweiflung als Factor der Bewegung übrig geblieben.

Daß das Attentat vom 14. Januar in Paris nicht isolirt dastand, sondern auch in der Bevölkerung nach verschiedenen Seiten hin wurzelte, haben die zahlreichen, gegen dreihundert Personen betroffenen Verhaftungen bewiesen, mit welchen unmittelbar nach diesem Ereigniß in den Volksvierteln von Paris zugegriffen wurde. Die Bestürzung der Regierung selbst war bei dieser Gelegenheit nicht minder groß, als die der aufgescheuchten Bevölkerung. In vielen Kreisen von Paris hatte man bereits verlernt, an die Möglichkeit neuer revolutionairer Ereignisse zu glau-

ben. Selbst von der geheimen Gesellschaft der Marianne, die sich bis dahin noch als rother Faden durch die Zustände des Kaiserreichs gezogen, war es in der letzten Zeit ganz still geworden, und die Pariser Polizei schien den ewigen Frieden zu träumen, den Louis Napoleon als den eigentlichen Begriff des Kaiserthums offenbart hatte.

Mitten in diesen stillsten Moment des Kaiserreichs fiel der Mordanschlag gegen den Kaiser und die Kaiserin beim Opernhause, unter Anwendung einer ganz neuen und erfinderischen Composition, wie sie zu Wurfgeschossen dieser Art noch nicht benutzt worden war. Man war bis dahin der Meinung gewesen, daß Louis Napoleon eine sehr gute und wachsame Polizei organisirt hatte, welche der altnapoleonischen Polizei mindestens ebenbürtig war und wie diese das Gras wachsen hören konnte, wo überhaupt noch dergleichen im Kaiserreiche wuchs. Aber die Polizei Louis Napoleons, so sehr man sich auch oft über ihr rigoroses Wesen und ihre belästigende Geheimthuerei geärgert hatte, war, wie sich jetzt gezeigt hat, nur ein Kind an Unschuld und Einfalt gewesen. Selbst in jedem kleinen deutschen Duodez-Staat, wo kaum so viel Raum da ist, um einen verdächtigen Fremden mit einigem Ceremoniell über die Grenze führen zu können, spielt heutzutage

die polizeiliche Ueberwachung eine weit größere Rolle, als ihr in der letzten Zeit in der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs verstattet schien. Einen Fremden in Paris auszumitteln, hatte oft für Privatpersonen die allergrößten Schwierigkeiten, sogar wenn der Polizei-Präfekt selbst mit aller möglichen Gefälligkeit sich darein mischte. Wir waren selbst Zeuge, wie der Polizeipräfect in allen möglichen Stadtvierteln von Paris herumtelegraphiren ließ, um die Wohnung eines dringend begehrten Fremden in Paris zu ermitteln, aber die amtliche Recherche ergab nur, daß ein Fremder dieses Namens in Paris gar nicht anwesend sei, während eine zufällige Begegnung mit demselben auf dem Boulevard es bald darauf ergab, daß der Freund sich schon seit mehreren Wochen in einem namhaften Hôtel von Paris aufhielt.

Daß aber die zahlreichen Niederlassungen der Italiener der Pariser Polizei in der letzten Zeit nicht aufgefallen waren, mußte jeden Unbefangenen in Verwunderung setzen. Diese Italiener, die größtentheils Emigrirte waren, und an deren Spitze der vor Kurzem gestorbene Manin, der ehemalige Vertheidiger und Dictator Venedigs, gestanden, nahmen eine ziemlich bedeutende Stelle in der französischen Gesellschaft ein. Schon vor Jahren war der Salon der schönen und geistreichen Fürstin von Belgiojoso in Paris der

glänzende Mittelpunct der italienischen Emigration geworden, die von hier aus ihre Verbindung mit den besten Kreisen der Pariser Gesellschaft fand. Das unendlich feierliche Leichenbegängniß Manin's, das im Herbst des Jahres 1857 in Paris stattfand, bewies vor Aller Augen und auf allen Straßen, welche Sympathie die italienische Nationalität, und zwar heutzutage mehr als je, bei dem französischen Volke genießt. Die in Paris lebenden Italiener begannen auch vor einiger Zeit ein eigenes Journal unter dem Titel: Le Courrier Franco-Italien in französischer Sprache herauszugeben, das meist von italienischen Emigranten geschrieben wurde, und obwohl es nur für Industrie, Commerz, Literatur und Theater bestimmt war, doch einen Vereinigungspunct und eine tägliche Berührung mit dem französischen Publikum gewährte. Nach dem Attentat vom 14. Januar sind alle diese Umstände bedeutender ins Gewicht gefallen, aber die napoleonische Polizei schien ganz den scharfen Geruch verloren zu haben, der sonst auch aus unverfänglichen Dingen die wichtigsten Combinationen herauszuwittern verstanden. Hinterher, wo in Folge des Mordanfalls die grenzenloseste Verwirrung und Unsicherheit nach allen Seiten hin entstand, ging die Polizei mit ebenso zudringlichen Verdächtigungen darauf los, und selbst die Fürstin von

Belgiojoso wurde genöthigt, eine öffentliche Erklärung darüber abzugeben, daß sie keine Mitwissenschaft um das Attentat der Italiener Orsini und Pierri habe. Graf Orsini soll, bei einer früheren Anwesenheit in Paris, im Salon der Fürstin gesehen worden sein. Vielleicht gehörte er sogar zu ihren Freunden, was bei ihrer bekannten politischen Richtung, aus welcher Christine Trivulce von Belgiojoso niemals ein Hehl gemacht, leicht angenommen werden konnte. Aber die Theilnahme an einem Attentat, das mit seiner scheußlichen Gestalt zugleich die roheste Grausamkeit gegen die schuldlosesten und unbetheiligtsten Menschen verbindet, wäre bei einem so zarten weiblichen Gemüth, wie es die Fürstin Belgiojoso hat, eine psychologische Unmöglichkeit. —

Louis Napoleon hat jetzt auch sein Höllenmaschinen-Attentat gehabt, wie es Napoleon I. hatte, dessen Schicksal auch in den einzelnsten Umständen prototypisch für das Leben des kaiserlichen Neffen sein soll. Es liegt hier aber nicht mehr die geschichtsspielerische Combination der früheren Tage vor, welche mit fatalistischer Sinnigkeit an die Daten und Thatsachen der alten napoleonischen Zeit überall das eigene Schicksal anzuknüpfen suchte. Diesmal macht das Verhängniß selbst bitteren Ernst, und das Attentat vom 14. Januar berührt die Schulter

Louis Napoleons als eine Mahnung, die ihn nicht nur in seinem innersten Wesen erschüttert, sondern auch neue Entschlüsse, aber solche, die den vollendeten Umschlag seines bisherigen Systems ankündigen, in ihm hervorgerufen hat. Die Aehnlichkeit, welche dieser epochemachende Mordanfall gegen Napoleon III. mit der Verschwörung gegen das Leben Napoleons I. darbietet, hat allerdings in den Umständen wie in den politischen Folgen etwas unheimlich Ueberraschendes. Nachdem die als Urheber des Mordanschlages angesehenen Italiener Ceracchi und Diana nebst ihren Mitverschworenen Chevalier und Arena zum Tode verurtheilt worden, schritt Napoleon I. sogleich zur Errichtung seiner Special-Gerichtshöfe (Tribunaux speciaux), durch welche die Befugniß festgestellt wurde, eine Menge von angeklagten und verdächtigen Personen vor ein von der Regierung ernanntes Ausnahme-Gericht zu stellen, und sie dabei des Schutzes der bestehenden Gesetze und der Einrichtung der Geschworenen zu berauben. Der muthige Guingené erhob damals im Tribunat, nebst vielen anderen, seine Stimme gegen diese Maaßregel der furchtbarsten Willkür, die auch nur mit einer Majorität von acht Stimmen gegen einundvierzig zum Gesetz erhoben werden konnte.

Damit nicht zufrieden, suchte der erste Consul auch

noch eine andere Maaßregel durchzubringen, wonach die Regierung die Macht erhalten sollte, diejenigen Personen, deren Gegenwart sie für unverträglich mit der öffentlichen Sicherheit hielt, aus Paris zu entfernen, die Internirten aber, welche sich von ihrem Verbannungsorte entfernen würden, deportiren zu lassen. Aber die napoleonischen Verfassungskörper, von denen der erste Consul auch in diesem Fall noch einigen Rechtsschimmer erborgen wollte, bestanden damals noch nicht so ausschließlich aus gemietheten Intriguanten, und es machte die größten Schwierigkeiten, aus diesem gegen die ganze republikanische Partei gerichteten Blut-Act ein Gesetz zu erzielen. Diese Maaßregel konnte nur als ein Polizei-Decret durchgesetzt werden, worüber der Senat nur seinen Spruch abzugeben hatte, ob er sie für verfassungswidrig hielt oder nicht. Der Senat, der sich fügsamer erwies als man anfangs erwartet, erklärte aber jetzt mit aller Gefälligkeit, daß er in dem Regierungs-Act vom 14. Nivose (3. Januar 1801) nur eine die Constitution schützende Maaßregel zu erkennen vermöge. Jetzt regnete es aber auf allen Seiten Verfolgungen und Verbannungen, und die Deportation nach Cayenne kam in Schwung, wodurch der für die Gesundheit verderblichste Ort der Welt zum Marter-Aufenthalt für viele freisinnige und redliche Männer

Frankreichs bestimmt wurde. Cayenne wurde eine Haupt-Losung des sich emporrichtenden napoleonischen Kaiserthums, und ohne Cayenne, das Niemand besser als Louis Napoleon begriff, würde auch das zweite napoleonische Kaiserthum nicht aufgerichtet worden sein.

Es erschien damals dem ersten Consul vortheilhaft, sich zuerst der Demokraten und Jacobiner im Lande zu entledigen, denn von diesen hatte er beim Anbau der Kaiserherrschaft ohne Zweifel am meisten zu fürchten. Seine Ansicht war daher, ungeachtet des Widerspruchs vieler Männer in seiner Umgebung, von vorn herein dahin gegangen, daß das Attentat mit der Höllen-Maschine nur den Terroristen und Septembriseurs, die aus der Fluth der Revolution noch übrig geblieben waren, verdankt werden könne.

Die zweideutige und verdächtige Rolle, welche damals der Polizeiminister Fouché bei dieser ganzen Angelegenheit spielte, erleichterte dem ersten Consul ohne Zweifel die raffinirte Machination, die er einzig und allein im Sinne hatte. Fouché ist oft für den geheimen Anstifter des Attentats gehalten worden, da man seine frühere Verbindung mit den Jacobinern der Revolution unaufhörlich beargwöhnte, und der Staatsrath Röderer warf ihm damals öffentlich vor daß er durch seine den Terroristen erwiesene Schonung, und durch die Stellung, die er ihnen ertheilt,

sie zu dieser Freventhat ermuthigt habe. Das räthselhafte persönliche Benehmen Fouché's in Allem, was das Attentat betraf, machte das Urtheil darüber immer zweifelhafter. Jedenfalls verständigte er sich auf dem Wege einer geheimen Berathung mit Bonaparte dahin, daß die Urheberschaft der That einzig und allein den Terroristen zugeschoben werden solle. Dies wurde die Parole, nach welcher die Ausnahme-Gesetze nun in Anwendung gebracht wurden. Von diesem Augenblick an begannen die Klugen im Lande zu glauben, daß die Royalisten und Chouans die eigentliche Triebfeder der Verschwörungen gegen Napoleon gewesen seien, und bald wollte auch die Polizei wissen, daß die hingerichteten Italiener ganz unschuldig gewesen, und daß Georges Cadoudal, der herkulische Chef der Chouans während der französischen Revolution, von England, und unterstützt mit englischem Gelde, herübergekommen sei, um die von ihm entworfene Idee der Höllen-Maschine auszuführen. Man verhörte und guillotinirte Georges Cadoudal, aber es ist immer ein Dunkel darüber geblieben, ob die ihm zur Last gelegte Schuld wirklich bewiesen worden.

Bonaparte hatte jedenfalls den Plan gehabt, erst nach der Deportation der Jacobiner nach Cayenne den Schlag gegen die Royalisten zu führen, obwohl

die Hinrichtung Cadoudal's eigentlich die Deportation der Jacobiner Lügen strafen mußte. Aber darauf kam es im napoleonischen System nicht an. In Napoleon erschien der neue Cäsar, den Macchiavelli geweissagt und instruirt hat. Der neue Fürst Macchiavelli's, der in seiner alleinigen Gewalt die moderne Universalherrschaft begründen wollte, brauchte den Widerspruch mit sich selbst nicht zu scheuen. Es lag auch darin für ihn nur eine Gelegenheit, der Nation die Kraftprobe seines Willens zu geben. Merkwürdig aber ist, daß eine Mitschuld der Verschwörungen gegen Napoleon's Leben schon damals auf England geworfen wurde. Fox hatte zwar bei seiner Anwesenheit in Paris in einer mündlichen Unterredung mit Bonaparte behauptet: „kein Engländer werde sich zur Anstiftung eines Meuchelmordes hergeben", aber damals theilten schwerlich alle englischen Staatsmänner diesen Gedanken, der schon durch den Anhalt, welchen Georges Cadoudal in England gehabt, widerlegt zu werden schien.

Was Louis Napoleon auch jetzt thun mag, es ist jedenfalls der altnapoleonische Weg, auf dem er in dies sein neues Repressiv-Gesetz gedrängt worden, und dies wird ohne Zweifel seinen Familien-Fatalismus auch in dieser Phase seiner Laufbahn beschwichtigen. Rasch ohne Säumen, als ob schon Alles auf dem Spiel

stände, springt er hinaus, mit seinem Gesetz der Verdächtigen in der Hand, und mit der neuen Militair-Organisation, die er schon seit einiger Zeit für eine längst von ihm geahnte Krisis vorbereitet hatte. Die Thronrede, womit er vier Tage nach dem Attentat die Sitzungen des legislativen Körpers eröffnet, und die man an allen Straßenecken von Paris angeschlagen liest, zeigt zuerst aller Welt, was in dem Herzen des Kaisers vorgeht. Ohne Zweifel mit einem bangen Erstaunen erkannte man jetzt zum Erstenmal die ungeheuere Perspective des Attentats. Nachdem der Kaiser mit der künstlichen Ruhe, die ihm immer eigen gewesen, den ersten Theil seiner Rede gehalten und darin mit kurz gedrängten, eilig bezeichnenden Worten die materielle und sachliche Lage auseinandergesetzt, schlug er plötzlich einen ganz neuen und fremden Ton an. Er fragte hastig: „Was ist das Kaiserreich?" Er fragte: „Ist es eine Regierung des Rückschrittes, ein Feind der Aufklärung, welcher es darauf abgesehen hat, die hochherzigen Bestrebungen zu unterdrücken und in der Welt das friedliche Strahlen alles Dessen zu verhindern, was die großen Grundsätze von 1789 Gutes und Bildendes haben?" — „Nein!" fügte der Kaiser mit einer ungewöhnlichen Erhebung seiner Stimme hinzu. „Das Kaiser-

reich hat diese Grundsätze an die Spitze seiner Verfassung gestellt!"

Es war bemerkenswerth, daß den Kaiser das macchiavellistische Spiel mit den Ideen von 1789 auch in diesem Augenblick, in dem seine eigene Seele ohne Zweifel tief erschüttert sein mußte, nicht verließ. Aber dann ging er, wie man es auch noch niemals von ihm gehört, zu dem Zugeständniß über, daß es im Innern von Frankreich noch Fractionen gäbe, welche hartnäckig die fundamentalen Grundlagen der Regierung verkennen. Er erklärte, daß Gefahr bestehe, er räumte ein, daß das Land von den feindlichen Parteien aufgeregt sei, aber diese Gefahr bestehe nur in dem Mangel an Repressiv-Gesetzen! Zum Schluß drückte sich wieder eine starke persönliche Zuversicht aus, die an den in der Geschichte waltenden Geist der Gerechtigkeit Gottes zu erinnern wagte. Der Kaiser, an den Tod Cäsars und an die Erdolchung Heinrichs IV. erinnernd, erklärte mit dem ihm eigenen träumerischen Tiefsinn, daß die dabei betheiligten Parteien keinen Nutzen aus ihrer Mordthat gezogen hätten. Gott erlaube zuweilen den Tod des Gerechten; er erlaube aber niemals, daß die Sache des Verbrechens siege. Schließlich verkündet der Kaiser mit messianischer Selbstgewißheit, daß Er das Reich sei, denn wenn er am Leben bleibe, so lebe das Kaiserreich mit

ihm; wenn er aber unterläge, so würde das Kaiserreich durch seinen Tod sogar noch gekräftigt werden. Denn die Entrüstung des Volkes und des Heeres würde eine neue Stütze für den Thron seines Sohnes sein.

Diese überraschenden Bekenntnisse aus dem Munde des Kaisers selbst waren allein schon geeignet, die Stimmung im Kaiserreich plötzlich auf einen ganz andern Standpunct zu rücken. Man sah eine im Innern und Geheimen fortschleichende Aufregung politischer Parteien bezeichnet, von denen man im Empire längst keinen Begriff mehr gehabt hatte. Und als bestimmten Ausgangspunct dieser neuen Aufregung der Parteien gab Louis Napoleon selbst die letzten Wahlen an, bei denen Männer, welche sich laut als Feinde der „nationalen (kaiserlichen) Institutionen" bekannten, die Wähler durch falsche Versprechungen betrogen, und nachdem sie um ihre Stimme gebuhlt, dieselbe hinterher mit Verachtung weggeworfen hätten. Es kam hier eine ganze Geheimgeschichte in einem Zusammenhang, in dem Alles bereits genau genug ineinandergriff, zu Tage. Viele ruhige, dem Erwerb und der Geldmacherei hingegebene Leute, die sich bereits von dem Gedanken an eine neue Revolution in Frankreich entfremdet hatten, sahen wieder, trotz der breiten Straßen Louis Napoleons, neue Barrikaden

in Paris aufsteigen. Dann gab es Gesichter auf den Straßen, mit einem neuen Ausdruck, der lange von denselben verschwunden gewesen. Man sah auch plötzlich wieder solche Gesichter, die nur beim Anbruch einer Krisis auf den Straßen von Paris wieder zum Vorschein kommen, und über deren räthselhafte, oft ebenso flüchtig wieder entschwundene Existenz man schon die verschiedensten Grübeleien angestellt hat. Es gab plötzlich wieder eine revolutionaire Partei in Paris, welche die Quittung über ihr Dasein in den kaiserlichen Worten selbst empfangen hatte, welche an allen Straßen-Ecken zu lesen waren. Die Unbefangensten wußten nicht, ob der Kaiser mit der ihm sonst so eigenen providentiellen Klugheit gehandelt? War der Anfang des Endes angebrochen? Und die angekündigten Repressiv-Maaßregeln? Sollten sie ganz Frankreich um ein Attentat treffen, das nur von vier Italienern angestiftet war? —

Aber man erfuhr bald, daß es sich keineswegs bloß um dies Attentat handele, sondern daß durch die angekündigten Repressiv-Maaßregeln plötzlich wieder auf die Revolutionsjahre von 1848 bis 1851 zurückgegriffen werden solle. Die Revolution existirte also noch im Geheimen weiter, und bedrohte selbst den heutigen Tag, den man unter der Sonne des Kaiserthums für geborgen und gereinigt gehalten

hatte. Der Begriff des Kaiserthums war doch der gewesen, daß es auf den Trümmern der überwundenen Revolution seine Fahne aufgepflanzt hatte. In diesem Sinne hatte man das Empire Napoleons I. verstanden, in diesem Sinne hatte Napoleon III. seine Beglückungstheorie für das Volk und für alle Klassen angekündigt. Schon die Erwartung des neuen Gesetzes lastete wie ein Alp auf der Brust der ganzen Bevölkerung. Der Moniteur enthielt Tag für Tag nichts als die Adressen der verschiedenen Körperschaften des Staats, die, oft mit einem Ausdruck tiefgefühlter Wahrheit, oft auch mit einer sehr geschraubten Schwülstigkeit des Stils, dem Kaiser ihre Entrüstung über die That, und ihre Freude über die Erhaltung seines Lebens aussprachen. Endlich wurde auch der Text des Repressiv-Gesetzes bekannt, welches dem gesetzgebenden Körper vorgelegt worden.

Jetzt konnte man nicht länger zweifeln, daß das Kaiserthum ringsum von inneren Feinden, von gefährlichen Widersachern und Verschwörern umstellt sein müsse, und diese inneren Feinde waren Jedermanns Nachbar, sie konnten, nach der weit zielenden und weit zurückgreifenden Bedeutung des Gesetzes zu schließen, aus jedem Hause zu jeder Stunde hervorbrechen. Man sah jetzt, daß man am Abend des 14. Januar am Rande eines Abgrundes gestanden hatte. Es wogten

jetzt immer dunklere Gerüchte empor, und man theilte sich in weiteren Kreisen die Kunde mit, daß die Nacht vom 14. auf den 15. Januar zum Ausbruche zweier Aufstände, theils in der republikanischen, theils in der legitimistischen Richtung bestimmt gewesen sei, und daß die beiden Parteien, nachdem sie einen gemeinschaftlichen Sieg gegen die bestehende Regierung erkämpft, und nachdem die Armee sich ausgesprochen, es sich dann vorbehalten hatten, sich entweder eine der anderen zu unterwerfen oder miteinander um den letzten Sieg zu ringen. Es klang dies wie bekannte Schreckenserinnerungen aus vergangenen Tagen, und das ganze Machtbild der französischen Revolutionskunst schien sich wieder zu enthüllen.

Unmittelbar nach dem Attentat hatte der Abtheilungs-Chef eines Ministeriums zu dem Kaiser gesagt: „Sire, ich bedauere, Ihnen unter den jetzigen Verhältnissen gestehen zu müssen, Ew. Majestät liebt die Freiheit zu sehr!" Danach ist es also das Uebermaaß der im Kaiserreich noch geduldeten Freiheit gewesen, welches die Dämonen der Vergangenheit wieder aufgestachelt, und die bestehenden Zustände von Neuem in Frage gestellt hat! Vielleicht gelingt es jetzt bloß dadurch, daß die kaiserliche Regierung ihren Freiheitseifer mäßigt, die auseinander klaffenden Zustände wieder in ihre Fugen zurückzutreiben. Die

Mäßigung des Freiheitseifers wird aber nicht bloß im Herzen, sondern auch durch die Anwendung einer repressiven Straftheorie auf die revolutionairen Leidenschaften des nimmer rastenden Volkes kundgegeben werden müssen. Der Verfassungskörper, durch welche das neue Bändigungsgesetz gehen muß, meint Louis Napoleon zwar sicher sein zu können, und er vertraut denselben sichtlich mehr, als es damals Napoleon I. thun zu können glaubte. Die Sache geht aber auch nicht ganz ohne Schwierigkeiten ab. Schon bei der Redaction des Gesetzes im Staatsrath, obwohl dieser Körper aus Mitgliedern mit 25,000 Francs jährlicher Gage besteht, erhob sich eine oppositionelle Minorität von 24 gegen 28 Stimmen, und das Gesetz konnte darum nur mit einer Mehrheit von 4 Stimmen aus dem Schooße dieses Conseils hervorgehn. Auch beim gesetzgebenden Körper entstanden die lebhaftesten Discussionen, doch wurden nur einige formelle Aenderungen gemacht, und das eiserne Gesetz, das in seiner schreckensvollsten Bedeutung zugleich das „Gesetz der Verdächtigen" genannt wurde, betrat den Boden des Kaiserreichs.

Dies Gesetz bedrohte nicht nur die Verfertiger von Pulver, Höllen-Maschinen, Knallpulver und Bomben, welche damit das Leben des Staats-Oberhaupts bedrohen, zu den schwersten Strafen, sondern

es richtete sich auch sofort, mit einer unerhört rückwirkenden Kraft, gegen diejenigen Personen, welche in Folge der Ereignisse vom Juni 1848 und 2. December 1851 verurtheilt oder vertrieben worden waren. Es wird mithin Jeder, der wegen eines in diese Kategorie fallenden Verbrechens oder Vergehens früher verurtheilt gewesen oder auch irgend eine mißliebige Aeußerung gegen die Person des Kaisers gethan, nach erfolgter Strafe noch in Frankreich oder Algerien internirt oder aus dem französischen Reichsgebiete verwiesen werden können. Die peinlichste Unsicherheit aller Zustände und Personen ist dadurch in Familie und Gesellschaft eingedrungen. Man wies sogleich auch auf Männer, wie Thiers und Lamoricière hin, von denen der Letztere erst vor Kurzem durch die Gnade des Kaisers seinem Vaterlande zurückgegeben worden, während die Anführung von Thiers in einer der letzten Thronreden Louis Napoleons geglänzt. Diese Männer, wie viele der ehrenwerthesten Frankreichs, waren jetzt jeden Augenblick wieder einer neuen Aechtung und Deportation ausgesetzt. Nicht minder ängstlich aber war man um Diejenigen, welche sich den letzten Rest des französischen Nationalwesens noch in einer leichtbeweglichen und schwatzhaften Zunge gerettet hatten. In den Clubs und Cercles, die noch polizeilich verstattet

waren, hatte man wohl noch manches Wort gesprochen, das, in harmloser Form, doch nicht gerade von der Hand des Inquisitors öffentlich umgedreht werden durfte. Jetzt aber konnte überall, wo noch Menschen zusammen waren, nur eine künstliche Einöde entstehn, und im Hinblick auf die einstige Verheißung, daß das Kaiserthum der Frieden sei, dachte man an die schreckensvollen Worte des Tacitus, die als Inschrift in dem Diadem aller volksfeindlichen Fürsten glänzen: — „eine Einöde schaffen sie um sich her; Frieden nennen sie es!" (solitudinem faciunt; pacem appellant).

Der eigentliche Gipfel aller Gewaltherrschaft ist der, daß die ganze dem Thron gegenüberstehende Nation nur zu einer Horde von Verdächtigen gemacht wird. Die bleiche Furcht, daß Jeder herausgegriffen und an das Messer geliefert werden könne, ersetzt dann allmälig das Bewußtsein jedes anderen nationalen Verbandes. Durch diese Art von Zugehörigkeit zu einem starken und furchtbaren Thron fühlt sich Jeder nicht nur der ihm gegenüberstehenden Macht, sondern auch jedem Einzelnen, mit dem er in dem Trupp zusammensteht, auf Gnade und Ungnade überantwortet. Der Eine kann den Andern wegen einer unwillkürlichen Gebärde, die vielleicht nur der Ausdruck seines Schmerzes ist, verrathen

und ausliefern. Die Flucht aus dem Staat ist noch als das einzige Rettungsmittel der Nation übrig geblieben. Sobald die erste Kunde von dem Gesetz der Verdächtigen erscholl, sah man auch schon eine Menge französischer Flüchtlinge in England ankommen, die aus Personen bestanden, welche im Jahre 1848 oder 1851 mehr oder minder compromittirt waren, und sich nun bei Zeiten vor diesem Gesetz retten zu müssen glaubten. In derselben Zeit, wo man im englischen Parlament, zur Befriedigung der neuerhobenen Ansprüche Louis Napoleons, über die Bill gegen Mordverschwörungen auf englischem Boden, berieth und durch Verwerfung dieser Bill das Asylrecht als ein unantastbares Palladium der englischen Nation behauptete, führte jeder Dampfer, der von französischen Häfen in England einlief, eine Anzahl von Flüchtlingen, die dieses Asyls bedürftig waren, mit sich am Bord.

Man irrte sich aber, wenn man glaubte, daß Napoleon III. das italienische Attentat bloß als willkommenen Vorwand benutzt habe, um nun durch einen einzigen Griff den letzten Rest französischer Freiheit zu vernichten. Louis Napoleon ist zu sehr der Mann der tiefsten Einsicht und der klügsten Berechnung, und außerdem durch Erfolge ohne Gleichen über sein eigenes Schicksal sicher gemacht, als daß er, so lange er die Situation noch in der Hand

hielt, dieselbe darin umschlagen lassen sollte. Aber die Situation war in seiner Hand unsicher geworden, und er hatte eingesehn, daß es einer neuen Schraube bedurfte, um sie von Neuem und mit einer verstärkteren Spannung als bisher festzuhalten. Das mörderische Attentat hatte, wie ein plötzlich abgefeuerter Schuß in einer dunklen Sturmnacht, den Moment enthüllt, der die ringsum aufgethürmten Gefahren zeigte. In solchen Augenblicken sieht man weiter und tiefer in die Nacht hinein, als gewöhnlich, und man erblickt oft in äußerster Ferne Erscheinungen und Gestalten, die sich sonst aller Sehkraft entzogen. Die Entschlüsse aber, die Louis Napoleon unmittelbar nach dem Ereigniß zu einer so vollständigen und umfassenden Aenderung seines politischen Systems gewonnen, traten so schnell und reif aus seiner Seele hervor, daß man ihn nicht für unvorbereitet nach dieser Seite hin halten konnte. Es bestätigte sich bald auch durch die Aeußerungen seiner Vertrauten, daß man endlich auf einen Punkt gekommen war, wo man sich nicht mehr verhehlen konnte und durfte, daß die feindlichen Parteien zu einer neuen Existenz, ja schon zu einem neuen Angriffsboden in Frankreich gekommen waren. Die Sache war bereits so dringend geworden, daß sie ohne längeres Zögern an die große Glocke geschla=

gen werden mußte. Hätte es sich noch im Stillen abmachen lassen, so würde der Kaiser gewiß die ihm unangenehmen und peinlichen Debatten im englischen Parlament, welche die Sicherungs-Bill gegen die Unternehmungen der Flüchtlinge in England betrafen, vermieden haben. Aber es mußte schon Alles aufgeboten werden, um der wankenden Situation eine neue Befestigung zuzuführen. Es war jedenfalls im Innern des Landes, und auf dem verborgenen Grunde desselben, schon so weit gekommen, daß Louis Napoleon selbst das Visier zurückschlagen mußte, um sein Gesicht endlich in der wahren Gestalt zu zeigen. Die englische Times machte es dem Kaiser, seine neuen Maaßregeln besprechend, bei dieser Gelegenheit zum Vorwurf, daß er im Zorn geschlagen habe. Es ist aber dies keineswegs der Fall. Nicht im Zorn über das italienische Attentat hat der Kaiser die Regierung Frankreichs in ein militairisches Schreckenssystem verwandelt. Er sah in diesem Moment blos, daß die Zeit erfüllt war, wo er die unentrinnbare Nothwendigkeit dazu für angebrochen halten mußte. Die Freiheit Frankreichs an sich setzte ihn nicht in die geringste Verlegenheit. Er konnte, nach dem künstlichen Proceß der napoleonischen Idee, die Freiheit ganz und gar wiederherstellen, oder ganz und gar vernichten, je nachdem es ihm paßte. Die ge-

heimen Feinde des napoleonischen Kaiserthums drangen in ihren versteckten Laufgräben gegen ihn vor und suchten ihn zu treffen, wie weit und wie kurz er sein Spiel mit der Freiheit auch immer treiben mochte.

Der Moniteur giebt zwar in einer Art von Erläuterung zu den neuen Maaßnahmen der Regierung die seltsam klingende Versicherung: daß das politische System durchaus nicht geändert werden solle! Aber nichtsdestoweniger wird schon durch die Ernennung des Generals Espinasse zum Minister des Innern an der Stelle Billaults hinlänglich ausgedrückt, daß mit dem 14. Januar 1858 „der Anfang einer neuen Aera des Kaiserthums", wie es manche Leute in Paris bereits sehr unvorsichtig zu nennen begannen, angebrochen sei. Billault, der bisherige Minister des Innern, war ein viel zu politischer Mann gewesen, und die Ausführung des Repressiv-Gesetzes wäre in seiner Hand noch gewissen Schwankungen der Grundsätze anheimgegeben worden. Der Kaiser bedurfte eines rein soldatischen Charakters, um die militairische Organisation des Kaiserreichs, zu der er jetzt vorschreiten wollte, ins Leben zu rufen. Seit dem ersten Kaiserreich, in welchem der General Carnot eine Zeitlang (obwohl fast wider seinen Willen) das Ministerium des Innern verwaltete, ist kein Militair auf einen solchen Posten gestellt worden. General

Espinasse, der Mann der unbeugsamen Energie, an den sich das Vertrauen des Kaisers in dieser wunderbaren Situation anlehnt, wird jetzt zugleich zum Minister des Innern und der allgemeinen Sicherheit („ministre de l'interieur et de sûreté générale“) ernannt.

Diese Formel ist zwar nicht neu, denn sie wurde in dem heutigen Empire bereits damals gebraucht, als der Kaiser das Polizeiministerium abschaffte und Herrn von Persigny, den bühnenkundigen Regisseur des heutigen Kaiser-Dramas, zu seinem Minister des Innern ernannte. Aber diese Formel bezeichnete mehr als alles Andere die gefährliche Spitze, auf welcher die kaiserlichen Dinge jetzt plötzlich balancirten. Es handelte sich also bei der Verwaltung der inneren Angelegenheiten jetzt nicht blos um die Administration, sondern nicht minder auch um die allgemeine Sicherheit, und die Sicherheit des Kaiserthums wird damit zugleich als die Sicherheit jeder einzelnen Person in demselben bezeichnet.

In der Wahl seiner Personen hat sich Louis Napoleon noch niemals geirrt, und es hat sich darin seine tiefe, fast seherische Menschenkenntniß bei ihm stets mit einem bewundernswürdigen Takt vereinigt. Die neuen Personen, die er sich zur Seite stellt, und in neuen Wendepuncten vorzugsweise benutzt, werden von ihm erst lange in der Stille beobachtet, und all-

mälig befördert, bis er sie plötzlich auf den Punct stellt, für den er sie ausersehen hat. General Espinasse, ein Mann von einigen vierzig Jahren, (geboren 1815 in Saissac) und eine der ächten Soldaten-Naturen, die aus dem bonapartistischen Kern des französischen Heeres hervorgewachsen, und in allen Traditionen des Napoleonismus geschult sind, war zur Zeit des Staatsstreichs vom 2. December 1851 noch Oberst. Er war es, welcher am Morgen jenes Tages an der Spitze eines Bataillons das Palais Bourbon mit der darin tagenden Assemblée legislative besetzte, die Versammlung auseinandersprengte und die Quästoren Blas, Leflô u. s. w. verhaftete. Die tapfere Ergebenheit, welche er damals für Louis Napoleon an den Tag legte, wurde nach Vollendung des Staatsstreiches sogleich mit seiner Beförderung zum Brigade-General belohnt. Als Soldat hatte er sich schon in den Gefechten in Algerien durch seine außerordentliche persönliche Bravour, mit der er sich überall schlug, einen Namen gemacht. Im orientalischen Kriege commandirte er auf dem furchtbaren Streifzuge durch die Dobrutscha, wo seine Mannschaften auf die entsetzlichste Weise von der Cholera heimgesucht wurden und Espinasse eine staunenswürdige physische Kraft, aber auch die größte Rücksichtslosigkeit gegen seine Truppen in Bewältigung aller Drang-

sale bewies. Nach Beendigung dieses Feldzuges wurde Espinasse Divisions-General und Adjutant des Kaisers, der eine immer größere Zuneigung zu ihm gefaßt und oft gerühmt hatte, daß er keinen tiefer ergebenen Mann in ganz Frankreich besäße, als Espinasse. Sein jetzt durch eine fürchterliche Narbe entstelltes Antlitz hat etwas Schreckenerregendes, denn in der Campagne hatte ihn ein wildgewordenes Pferd ins Gesicht gebissen, und ihm einen Theil der Lippen und der Backen weggerissen.

Der Gedanke, diesen Mann einst zum Minister des Innern zu bestimmen, soll bei Louis Napoleon schon bald nach dem Staatsstreich erwacht sein, wo Espinasse in seinem Auftrage eine Rundreise durch die Provinzen machte, um einen Bericht über die politischen Flüchtlinge und über die Organisirung der geheimen Gesellschaften abzustatten. Er soll bei dieser Gelegenheit einen so tiefen Spürblick für diese unter der Oberfläche Frankreichs sich hinschleichenden Bewegungen gezeigt haben, daß er dadurch in diesem Augenblick der einzige Mann der Situation geworden ist. Von seinen Freunden wurde er auch als ein Mann gerühmt, der sehr gründliche administrative Kenntnisse besitzen soll. Seine Kenntniß aber von allen heimlichen Lagerplätzen der Propaganda, seine Eingeweihtheit in alle ihre Pläne und Arbei-

ten, seine Kunde von ihren Persönlichkeiten, Manieren und Stichwörtern, verbunden mit der Schärfe seines Säbels und der vor Nichts zurückschreckenden Kraft seines Willens, sind es wohl vornehmlich, welche ihn zu einem Werkzeug der neuen kaiserlichen Aera eigneten, wie es nicht besser gedacht werden konnte. Und sein Name war bei dieser Gelegenheit wieder so plötzlich und unerwartet aus dem Munde des Kaisers hervorgegangen, daß auch die Vertrautesten in seiner Umgebung wieder davon überrascht wurden. Je mehr aber etwas wie ein plötzlicher Einfall aussieht, desto tiefer hängt es mit dem ganzen System des Kaisers zusammen.

Bei der Ernennung des Generals Espinasse zum Minister des Innern und der allgemeinen Sicherheit war in Paris die Meinung verbreitet, daß dieser neue Cavaignac des Bonapartismus bloß zur Säuberung der französischen Gesellschaft im napoleonischen Sinne bestimmt sei, und dann wieder abtreten werde. Dieser Ansicht tritt aber Espinasse selbst beim Beginn seines Amtes sofort mit der größten Entschiedenheit gegenüber. Unmittelbar nach seiner Ernennung begiebt er sich sogleich, ohne sich von seinem Vorgänger oder dem Staatsminister in sein neues Ministerium einführen zu lassen, ganz allein, mit Ausschluß jeder Feierlichkeit und nur in die kleine Militair-Uniform

gekleidet, in das Minister=Hôtel der Rue Grenelle, und läßt sich in dem für den Minister bestimmten Arbeits=Cabinet nieder. Er klingelt, der Huissier erscheint, und empfängt den Befehl, die Chefs der verschiedenen Dienstzweige seines Ministeriums zu ihm zu rufen. Nachdem diese eingetreten, kündigt ihnen der General mit trockener Ruhe an: daß es sich um eine neue Politik der Regierung handle, zu der jetzt Jeder seine unbedingte Zustimmung geben müsse! Wer es nicht könne, werde besser thun, sogleich aus freien Stücken abzudanken, denn er sei als Minister entschlossen, keinen bloß halben Gehorsam zu dulden. Als die Herren sich entfernen wollten, fügte der General noch hinzu: seine Ernennung sei übrigens keineswegs eine bloß interimistische, sondern sie habe eine gewisse Dauer in sich, denn er sei bestimmt, die Plane des Kaisers bis zur Erreichung des vorgesteckten Zieles auszuführen!

Es handelt sich also um neue Plane, um einen neuen Weg, um ein neues vorgestecktes Ziel. Worin es besteht, wird nicht gesagt, und wer würde es auch übernehmen, es in Worte zu fassen. Was sich aber unbestreitbar Alle sagen müssen, ist dies, daß Gefahr da ist. Die Gefahr ist aus dem ganzen Zustand, in dem man bisher gelebt, hervorgebrochen. Die Gefahr betrifft Jeden, denn sie kann Jeden erreichen.

Die kaiserliche Gesellschaft hat eine Enthüllung über sich selbst gemacht, die ihr beweist, daß der Boden unter ihren Füßen jeden Augenblick einstürzen kann.

Der General Espinasse empfängt auch die Offiziere der Pariser Nationalgarde, und in der energischen Ansprache, welche er an sie richtet, geht er in seinen Andeutungen noch weiter, als es die Klugheit in einem solchen Moment zu gestatten scheint. Denn er erklärte ihnen geradezu: „der Kaiser rechne auf sie, falls eine Emeute ausbrechen werde!"

Eine Emeute! Eine neue Revolution! Ist es dahin schon wieder gekommen? Und wo sind die Dämme, welche der Kaiser, welche der Name Napoleon, welche die kaiserlichen Institutionen gegen das neue Hereinbrechen der Sündfluth aufgerichtet? Wo ist die napoleonische Idee mit ihren Segnungen und Verheißungen? Wo sind die Garantieen für Frieden, Glück, Wohlstand und Freiheit, mit denen sich das Kaiserthum so oft und so schön für eine und dieselbe Sache erklärte?

Der General Espinasse, Minister des Innern, fügt aber in seiner Anrede an die Offiziere der Nationalgarde mit seiner schreckenerregenden Offenheit hinzu: „Man habe bisher zu sehr an die Vernichtung des revolutionairen Geistes und der bösen Leidenschaften in Frankreich geglaubt; das Attentat vom 14. Januar habe aber diese Illusion zerstört, und es

sei Zeit, daß alle ehrlichen Leute sich gegen den gemeinsamen Feind vereinigen!"

Es ist also Ernst, und zugleich muß es hohe Zeit gewesen sein, wenn die Regierung solche Bekenntnisse macht, welche man sonst, wie die über ein heimliches Uebel und Gebrechen, so lange als irgend möglich zu verschieben sucht? Man findet den schönen Körper Frankreichs von Neuem ganz besäet mit geheimen Gesellschaften und revolutionairen Geschwüren, und die Aufdeckung muß sogleich den Entschluß der gewaltsamsten Heilung, der Heilung mit Feuer und Schwert, herbeiführen. Die merkwürdige Stille, welche das Leben der geheimen Gesellschaften auf französischem Boden in der letzten Zeit dargeboten, war daher nur ein auf Täuschung berechnetes Manoeuvre gewesen. Die Organisation der geheimen Gesellschaften in Frankreich war in der That zuletzt ein Geheimniß geworden, oder dieselbe hatte sich auf eine Weise verändert, die um so schwerer zu ergründen war, als sich die gefährlichste Verallgemeinerung der Verschwörung dadurch zu bezwecken schien und vielleicht schon vorbereitet hatte. Diese Gesellschaften verkehrten nämlich in der letzten Zeit nicht mehr in Gruppen miteinander, in denen sie sonst ihre organisatorische Verknüpfung fanden, sondern sie hatten sich auf eine ganz freie und bewegliche Vergesellschaf-

tung der Individuen hingerichtet. Das Centrum der Verbindung stand fest, aber es war nach Außen in lauter mobile Colonnen hinausgetreten, die überall und nirgends waren, und unter denen nur die Individuen mit einander verkehrten, aber so, daß der Einzelne nur von seinen nächsten Bekannten als Mitglied gewußt war. Ihr Erkennungszeichen war dann, unter einer allgemeinen Losung, die gemeinschaftliche That, in der sie sich begegnen würden. Durch diese Individualisirung des Complotts wird zuletzt Jeder ein Verschworener, durch eine Miene wird man Mitglied, aber die Verabredung ist zu geistig, um der Polizei so leicht in die Hände fallen zu können.

Diese rein individuelle Organisation der neuen Verschwörung war eine Folge der Situation, in der gewirkt werden sollte. Die dem Kaiserthum feindlichen Parteien, welche es umstürzen wollen, können nicht mehr in geschlossenen Körpern handeln, denn als Parteien haben sie weder eine Kraft gegen die Regierung, noch aus sich selbst. Die Parteien mußten sich in Individuen auflösen, wenn sie noch zu einer revolutionairen Unternehmung gegen das Bestehende gelangen wollten. Der gemeinschaftliche Sieg der Individuen konnte erst die Reorganisation der politischen Parteien und dann den Kampf oder die Auseinandersetzung um ein bestimmtes Ziel möglich machen.

Die heutige Zerwühlung Frankreichs durch die geheimen Gesellschaften wurde in weiteren Umrissen zuerst durch den Bericht bestätigt, welchen Herr von Morny über das neue Sicherheitsgesetz in dem gesetzgebenden Körper hielt. Darin wurde durch den Mund des Grafen Morny officiell bekräftigt, daß, nach den eingelaufenen Berichten, in den geheimen Gesellschaften auf allen Puncten Frankreichs die Parole verbreitet gewesen: es werde am 14. Januar eine revolutionaire Bewegung in Paris losbrechen! Ueberraschend genug ist in diesem Bericht Seiner Excellenz auch einmal wieder von den „Rothen" die Rede. Im Kaiserreich waren alle Farben so stark durcheinander gewaschen worden, daß der politische Regenbogen nur noch Grau in Grau sich malen konnte, und am allerwenigsten hatte man eine Vorstellung davon behalten, wie die Rothen im Lande noch aussahen. Jetzt erfuhr man, daß das neue Gesetz vornehmlich gegen die Rothen gegeben worden sei. Es scheint dies zum Theil gegen jede Klugheitsmaaßregel zu sein, welche befiehlt, daß man den Teufel nicht an die Wand mahlen solle. Aber Graf Morny versichert ganz laut, daß die Rothen bereits vor der Thür seien. Er ruft: die Rothen sollen es sich gesagt sein lassen, daß sie uns Alle auf ihrem Wege

finden sollen, ehe sie zum Herzen der französischen Gesellschaft gelangen!

Merkwürdig ist, daß Graf Morny auch bei dieser Gelegenheit die Socialisten nennt, und zwar gerade bei diesem Namen, der sonst im Kaiserreich einen gewissen geheimnißvollen Nimbus behalten hatte. Denn man sagte sich oft, daß der Kaiser selbst in einem eigenthümlichen Verhältniß zu dem Socialismus stehe und durch seine Brotpolitik wie durch seine providentielle Fürsorge für die Arbeiter bereits den Anfang mit neuen socialen Versuchen und Organisationen gezeigt habe. Neuerdings aber scheint es, daß man dies Spiel, welches einige seltsame magische Lichter auf die Zukunft warf, doch nicht minder bedenklich gefunden habe, als das mit den Ideen von 1789. Denn Graf Morny, der bei dieser Gelegenheit schwerlich seine Vollmachten überschritten haben wird, durchbricht jetzt jede fernere Koketterie mit dem Socialismus auf eine fast grobe Weise. Wenigstens kann man nicht sagen, daß Er, der sonst ein so cavaliermäßiger Viveur ist und nicht leicht die guten Formen verletzen wird, den Socialisten mit besonderer Feinheit den Stuhl vor die Thür gesetzt habe. Er wirft ihnen vor, daß auch die übertriebenste Freiheit ihnen nicht genügen könne, daß keine Verzeihung sie beschwichtige, und daß sie Frankreich bereits mit einem

geheimen Netz umgeben hätten, dessen Zweck nur verbrecherisch sein könne, und daß es eine Schwäche voll der größten Gefahren wäre, sie im Schatten conspiriren zu lassen!

Es sind also vorzugsweise die Socialisten, deren Geheimbünde in Frankreich neuerdings sich so ausgedehnt und befestigt haben müssen, daß es nicht mehr möglich ist, sie in dem kaiserlichen Programm zu behalten. Auch auf die geheimen Umtriebe der Orléanisten und Legitimisten spielt Morny an, um die Nothwendigkeit des neuen Gewaltgesetzes zur Sicherung der kaiserlichen Gesellschaft darzuthun. Aber eine eigentliche Wichtigkeit wird dabei nur noch der legitimistischen Partei beigemessen. Diese Partei wird jedoch principiell sehr gut und sehr zeitgemäß mit dem Zuruf abgefertigt: „Heute, wo die Gesellschaften nicht mehr den Aberglauben des göttlichen Rechtes haben, ist die erste Bedingung der Erblichkeit der Besitz!" Mit einer gewissen Geringschätzung werden die Orléanisten behandelt, denen eine versteckte Arglist, mit welcher sie sich bei Seite halten und im Lande gefährliche Illusionen zu nähren wußten, zum Vorwurf gemacht wird. Es sieht so aus, als wolle man es beiden, den Legitimisten und den Orléanisten, ganz allein überlassen, sich bei der vorkommenden Gelegenheit durcheinander abzuthun.

Aber wer konnte denken, daß die kaiserliche Regierung so bald genöthigt sein würde, mit dem Socialismus als System zu brechen? Es ist möglich und im Interesse der europäischen Ordnung wünschenswerth, daß es dem Kaiser gelingen wird, die geheime Organisation der Socialisten, welche durch ganz Frankreich geht, niederzuwerfen. Aber die socialistischen Umtriebe des Geldes und des Capitals, die unter der Aegide Louis Napoleons mehr als je entfesselt wurden, und die eine zuletzt jeder Regierung schädliche Dissolution aller Klassen hervorgerufen haben, werden nicht so leicht wieder in ihre Gränzen zurückzuführen sein. Louis Napoleon hatte aber auch auf diesem Gebiet eine Entdeckung gemacht, die eine sehr bedeutungsvolle für die ganze Entwickelung der Gesellschaft ist und ihm zugleich die größten Vortheile für seine Machtinteressen sicherte. Es war dies die von ihm aufgerufene Association des kleinen Capitals, wodurch der Kaiser für den orientalischen Krieg ungeheure Summen zu finden vermochte, die er aus den Händen der Banquiers, in denen früher das Capital concentrirt war, niemals erhalten haben würde. Louis Napoleon hatte das Börsenspiel nicht nur zu seiner äußersten Wildheit aufgereizt, in der seine nächsten Freunde, wie Morny, Persigny und Andere die Hauptführer dieser neuen Geld-Orgien

wurden, er suchte die Uebermacht der Börse auch wieder zu vernichten, indem er sich schon bei der letzten Anleihe im orientalischen Kriege unmittelbar mit dem Publikum in Verbindung zu setzen wußte, und jeden kleinen Mann, der seinen geringen Geldvorrath zweckmäßig anlegen wollte, zu sich heranrief. Wie es überhaupt im System des Napoleonismus lag, die feudale Gewalt des großen Capitals zu brechen, und an die Stelle desselben den Alles verallgemeinernden Industrialismus zu setzen, so mußte die Association des kleinen Capitals erst vollends zu einer neuen socialen Umwandlung der Gesellschaft hindrängen. Eine ganze Nation von Speculanten, wie das kaiserliche Frankreich unter den Händen Louis Napoleons zu werden schien, kann sich nicht mehr lange in der alten sittlichen und gesetzlichen Gliederung der Verhältnisse erhalten. Das nicht mehr zu berechnende Schieben und Drängen des Geldes, das Besitz und Vermögen auf allen Punkten verstreut und für alle Verhältnisse die organischen Bedingungen ändert, wird zum eigentlichen Hebel des Socialismus. Der Socialismus ist die Abänderung der gesellschaftlichen Zustände nach dem freien Bedürfniß jedes Einzelnen, und wenn schon das Zusammenwirken der kleinen Capitalien wie spielend diese ungeheuren Ergebnisse hervorruft, daß jeder

Einzelne dabei reich wird und im Ganzen die großartigsten Welt-Unternehmungen davon bestritten werden können, so liegt der Gedanke nahe, daß es überhaupt nur einer Association der individuellen Kräfte bedarf, um der Gesellschaft eine ganz andere Gestalt zu geben.

Die Regierung Louis Napoleons konnte daher, wenn sie folgerichtig weiterschritt, nur den Socialismus zu ihrem letzten Ausgangspunct haben. Es konnte dies aber nicht zu den Friedensträumen des Kaiserreichs gehören, denn der Socialismus ist nichts als die neue Revolution, die um so gefährlicher auftreten wird, weil sie nicht mehr, wie die früheren, sich in irgend einer politischen Verfassungsform verbeißen und abfinden lassen wird. Die Socialisten, die Louis Napoleon jetzt bereits als die rothen Infusorien des Kaiserreichs erkennt, und die plötzlich überall sitzen und schon den Boden unter den Füßen forttragen zu wollen scheinen, wollen keine politische Verfassung mehr, und sie wollen auch das Kaiserreich nicht. Aber ihre Macht muß neuerdings in einem ungeheuren Wachsthum begriffen gewesen sein, weil ein besonderes Repressiv-Gesetz, welches den französischen Kaiserstaat auch in seinem politischen Aussehn gänzlich verändert und niederschlägt, gegen sie nöthig erachtet worden ist. Zugleich wird für den neuen Mi-

nister des Innern ein außerordentlicher Credit von bedeutendem Belange auf das Budget von 1858 gesetzt, um die geheimen Ausgaben im Interesse der allgemeinen Sicherheit zu bestreiten.

Alle diese Umstände machen darum einen so außerordentlichen Eindruck und haben einen fast unbegreiflichen Charakter, weil das Kaiserthum plötzlich den Entschluß gefaßt hat, fortan nichts als ein Polizei- und Militair-Staat zu sein, und eine Art von Belagerungs-Zustand gegen das Innere der Gesellschaft zu kehren. Die Gültigkeit des neuen Gesetzes ist zwar nur auf die Dauer von sieben Jahren gestellt worden, aber für ein Ausnahmegesetz ist dies schon eine unendlich lange Frist, denn wer sieben Jahre lang in einem Kerker gesessen, hat dadurch schon seine ganze Lebensphysiognomie verändert. Das Kaiserthum zieht aber auch die militairischen Zügel der Herrschaft straffer und systematischer als jemals an. Die gleichzeitig erfolgte Eintheilung der französischen Armee in fünf große General-Commandos ist die ungemein praktische Ergänzung zu dem Ausnahmegesetz, welches schon die leisesten Keime und Spitzen einer aufständischen Bewegung finden und bewältigen will. Wenn aber dennoch, worauf sich die kaiserliche Regierung jetzt jeden Augenblick gefaßt machen zu wollen scheint, ein Aufstand losgebrochen

ist, so sollen die fünf neuen Militair-Commandos, in welche Frankreich jetzt eingetheilt ist, dazu dienen, die verschiedenen Garnisonen schnell auf bestimmten Puncten zu concentriren und dadurch einen wirksamen Widerstand gegen die Volkserhebung zu bieten.

Die Hauptquartiere der fünf Obergenerale, zu denen die Marschälle Magnan, Canrobert, Bosquet, Castellane und Baraguay d'Hilliers vom Kaiser ernannt wurden, sind nach Paris, Nancy, Lyon, Toulouse und Tours gelegt. In jedes dieser Commandos ist eine bestimmte Anzahl der Departements Frankreichs eingeordnet, und die militairische Umstrickung der gesammten Bevölkerung verbindet sich dadurch auf eine ganz systematische Weise mit der politischen Administration des Landes. Eine der wichtigsten Bestimmungen dieser Commandos ist die, daß bei ausbrechenden Unruhen diese höheren Befehlshaber (commandants supérieurs) schon aus eigenem Antriebe die Truppenbewegungen und Zusammenziehungen, welche sie für nöthig erachten, vornehmen können.

Die Grundlagen dieser neuen Organisation wurden vom Kaiser selbst aufgestellt, und als Hauptbedingung dabei angegeben, daß die in so verschiedene Garnisonen zerstreuten Truppen Frankreichs, welche über die Oberfläche des Kaiserreichs ungleichmäßig

vertheilt sind, im geeigneten Augenblick in stärkeren Gruppen rasch in der Hand eines einzigen Führers vereinigt werden könnten und sich so in der Lage befänden, auf allen Punkten die öffentliche Ordnung und die Sicherheit des Gebiets außer Gefahr zu stellen. Das sonst in Frankreich bestehende System der territorialen Militair-Divisionen, deren es einundzwanzig giebt, ist dabei nicht berührt worden, nur stehen die commandirenden Generale derselben zu den neuen Oberbefehlshabern in einem unmittelbaren Verhältniß der Abhängigkeit, und empfangen von ihnen ihre Einwirkung und Bestimmung. Die Autonomie aber, in welche die fünf Großwürdenträger der Armee bei den wichtigsten Gelegenheiten gesetzt sind, giebt ihnen eine gefährliche Machtstellung, die in jedem Staat, in dem es sich außerdem noch um bürgerliche und gesellschaftliche Interessen und um die Welt des Individuums handelt, eine überragende und erdrückende werden muß. Die Kämpfe der Prätorianer-Häuptlinge um ein zusammenstürzendes und thronlos gewordenes Cäsaren-Reich stellen sich uns dabei unwillkürlich vor Augen.

Die Anhänglichkeit der Armee an den Kaiser und an den napoleonischen Namen hat sich zwar auch bei Gelegenheit des Attentats vom 14. Januar wieder auf die glänzendste Weise bethätigt. Die hin-

gebungsvollen und schwungreichen Adressen, welche die einzelnen Körper der Armee an den Kaiser gerichtet, haben ihm, der dies Mal über alle Erwartung unruhig geworden war, gewiß in seinem Herzen wohlgethan. Die Erbitterung gegen England war in diesen Adressen vielleicht zu stark aufgetragen, aber dies konnte bei den heimlichen Spitzen, welche stets in der englisch-französischen Allianz stecken werden, gar nicht schaden. Aber einen anderen Umstand hätte der Kaiser gern noch lebhafter und allgemeiner gerade in diesen Militair-Adressen herausgearbeitet gesehn, nämlich die Hindeutung auf seinen kleinen Sohn als Thronfolger im Kaiserreich. Die Militairkörper haben sich zwar mehrfach, ohne Zweifel auf höhere Veranlassung, in enthusiastischen Hindeutungen dieser Art ergangen, und bereits auf den Schild geschlagen, auf dem sie den Prince Impérial Louis Napoleons in die Höhe heben würden. Aber man hat erfahren, daß dies dem Kaiser nicht genug gewesen. Er hatte mehr erwartet, besonders da derartige Kundgebungen auf der Seite der bürgerlichen Bevölkerung noch weniger lebhaft hervorgetreten waren.

Dem Kaiser war in diesem merkwürdigen Moment durchaus danach zu Muthe, sein Haus zu bestellen. In dieser Stimmung hat er die Einsetzung einer Regentschaft beschlossen, eine politische Vorsichts-

maaßregel, die er gleich bei der Geburt seines Sohnes auf eine bei weitem weniger auffällige Weise hätte anordnen können. Aber damals, vor anderthalb Jahren, schien der kaiserliche Horizont noch ganz ununmwölkt über ihm zu bläuen. Ob sich der Kaiser jetzt mehr, als nöthig ist, den Anschein giebt, daß die Verschwörung gegen seinen Thron festen Fuß im Lande gefaßt habe, und warum er einen solchen Schein plötzlich sogar im Uebermaaß erweckt, läßt sich bei der Undurchdringlichkeit seines Charakters und seiner Absichten nicht klar erkennen. Man müßte schließen, daß es schon vor anderthalb Jahren nicht viel besser gestanden habe, wenn man das furchtbare Wort gelesen, das General Espinasse in dem Rundschreiben, womit er sein Ministerium begann, gebrauchte. „Frankreich hat sich seit sechs Jahren einem übermäßigen Vertrauen hingegeben!" ruft der Mann des Schwertes den Franzosen zu.

Ein übermäßiges Vertrauen, der Nation zum Kaiser, oder des Kaisers zur Nation? Ein größeres Räthsel hat eine politische Situation wohl kaum jemals dargeboten.

In diesem Augenblick ernennt Louis Napoleon die Kaiserin zur Regentin, und „für den Fall ihres Nichtvorhandenseins" zu Nachfolgern derselben in der Regentschaft die französischen Prinzen nach der Ordnung

der Thronfolge. Zugleich setzt er für diesen Zweck einen Geheimen Rath ein, welcher, „mit Hinzuziehung der beiden, nach der Ordnung der Thronfolge dem Thron zunächst stehenden französischen Prinzen,“ schon durch die bloße Thatsache, daß der neue Kaiser minderjährig zur Regierung gelangt, Regentschaftsrath wird. Doch behält sich Louis Napoleon in derselben Botschaft, womit er den in den Regentschafts-Rath sich verwandelnden Geheimen Rath einsetzt (vom 1. Februar 1858) vor, daß dieser Regentschafts-Rath nur dann eintreten soll, wofern der Kaiser nicht „in jenem Augenblick durch öffentlichen Act einen andern ernannt habe.“ Und was ist das für ein Augenblick, „jener Augenblick?“ Wenn sein Sohn minderjährig zur Regierung gelangte, kann dann Louis Napoleon selbst noch in der Lage sein, durch einen „öffentlichen Act“ zu wirken? Es scheint dabei nicht nur der Tod des Kaisers, sondern der mögliche Moment seiner Abdankung zu Gunsten des Prince Impérial vorgesehen. Auch in einer die Dynastie sichernden Weise abzudanken, ist oft unmöglich, wenn das Chaos der letzten Dinge hereinbricht. Louis Philipp vermochte nicht mehr zu Gunsten seines Enkels unter der Regentschaft der Herzogin von Orléans abzudanken. Sein Fuß stand schon mitten in den Wogen der Revolution, als er es zu spät wollte. Ebenso wenig

konnte Napoleon I. sich noch Gehör verschaffen, als er im Sturz der letzten Situation seine Krone auf Napoleon II. übertrug. Solche Momente gehören dem Schicksal an, und Napoleon III., welcher den Muth hat, Alles zu denken und Alles zu erwarten, glaubt vielleicht auch durch sichere und planmäßige Vorbereitungen den fatalen Moment der Zukunft meistern zu können.

Die Bildung des Geheimen Raths hat aber ebenfalls ihre Geschichte. In dem ursprünglichen Entwurfe wurden, wie man mit Bestimmtheit erfährt, die Prinzen Jerôme und Napoleon als Mitglieder des Geheimen Raths namentlich aufgeführt. An dieser Ernennung schien auch gar nicht gezweifelt werden zu können, und eben wollte sich der Staatsminister Fould in den Senat begeben, um demselben den Entwurf zu überbringen, als aus dem Palais Royal die bestimmte Forderung anlangte, jene beiden Namen zu streichen. Die Ueberraschung darüber soll beim Kaiser nicht gering gewesen sein. Die Situation zeigte sich damit auch nach dieser Seite hin mit einer gewissen Verwirrung behaftet. Die Prinzen Jerôme und Napoleon verweigerten offenbar ihre Mitwirkung für den entscheidenden Moment, oder lehnten es ab, von vornherein sich dafür verantwortlich zu machen, daß die napoleonische Thron-

folge nach den Wünschen des Kaisers geregelt und zur Ausführung gebracht würde. Es giebt in dieser Beziehung eine bedeutende Lücke in der Kenntniß der kaiserlichen Hofverhältnisse, die bisher nur durch Vermuthungen und durch einzelne Anzeichen ausgefüllt werden konnte, welche letzteren sich freilich schon zu einem sehr sprechenden Bilde zusammensetzen ließen. Das Regentschaftsdecret wurde daher in aller Eile umgearbeitet, und wenigstens die Namen der beiden Prinzen mußten daraus weggenommen werden. Da jedoch schon früher im Senat davon Mittheilung geschehen war, so würde sich der Kaiser ein Dementi vor dem ganzen Lande gegeben haben, wenn er auf eine gänzliche Abänderung der einmal getroffenen Bestimmungen hätte eingehen wollen. Es wurden daher in dem Decret über den Geheimen Rath zwar die Namen der Prinzen gestrichen, aber in der Phrase, daß der Geheime Rath „unter Hinzuziehung der beiden nach der Thronfolge-Ordnung nächsten französischen Prinzen" einst Regentschaftsrath werde, blieben sie gleichwohl eingefügt. Seitdem müssen aber persönliche Verständigungen zwischen dem Kaiser und dem Prinzen Jerôme stattgefunden haben, denn Jerôme willigte bald darauf ein, zum Präsidenten des Geheimen Raths in Stellvertretung des Kaisers ernannt zu werden, wie er sich auch durch ein neues De-

cret mit dem Rechte bekleiden ließ, den Sitzungen aller Conseils, mithin auch des einstigen Regentschafts-Conseils, beizuwohnen. Der Name des Prinzen Napoleon Bonaparte figurirt dagegen durchaus nicht als solcher unter den Mitgliedern des Geheimen Raths, welchen der Kaiser, wie er sich in der Botschaft an den Senat ausdrückte, aus den „Männern seines Vertrauens, die über die großen Staats-Angelegenheiten um Rath gefragt werden sollen," zusammengesetzt hat. Diese Mitglieder sind der Herzog von Malakoff, der Staatsminister Herr Achill Fould, der Herr Präsident Troplong, der Graf Morny, der Herr Präsident Baroche, der Graf von Persigny.

Es versteht sich, daß diese Details das außerordentlichste Aufsehen in Paris erregten, und zu den wichtigsten Anzeichen einer neuen Epoche des Kaiserreichs gerechnet wurden. Besonders ist dadurch die Stellung des Prinzen Napoleon zum Kaiser von Neuem der Gegenstand der eigenthümlichsten Combinationen geworden. Die rein demokratische Farbe des Prinzen Napoleon hatte sich vielleicht bisher noch nie so stark schattirt, als durch die schweigende und zurückhaltende Stellung, welche er gerade in diesem Augenblick, wo Alles im Kaiserreich auf dem Spiele zu stehen schien, an den Tag legte. Auch mußte sein vertrautes Verhältniß mit Billault, dem abgetretenen

Minister des Innern, bei dieser Gelegenheit zur Sprache kommen. Billault, von Hause aus Advokat und Publizist, verdiente sich seine Sporen in dem alten National unter Armand Carrel und Godefroy Cavaignac, und gehörte als Mitglied der Louis-Philippschen Deputirtenkammer erst der Opposition Barrot und dann der Opposition Thiers-Molé an. Die Februar-Revolution machte ihn zum Royalisten, in welcher Farbe er in der Assemblée sein parlamentarisches Talent spielen ließ. Dann reizten ihn die neuen Dinge der napoleonischen Partei, und er wurde an den Dienst des Kaisers gefesselt. Aber unter allen diesen Metamorphosen, die nur seine äußerliche Haut betrafen, barg er stets den heimlichen Kern des Radicalismus mit einer zähen Festigkeit. Seine Verbindung mit dem Prinzen Napoleon beruhte auf dem Glaubensartikel, daß die festeste Stütze des kaiserlichen Throns die rein demokratische Partei sei. Doch war Billault schon vor dem 14. Januar nicht mehr ganz der Mann des Systems. Man begreift, daß er die neue Epoche des Kaiserreichs nicht mehr mitmachen konnte, und es darum vorzog, seine Entlassung zu nehmen. Wo werden aber für diese neue Epoche die staatsmännischen Fähigkeiten herkommen, da die Morny's, die Persigny's, die Troplong's, die Malakoff's doch unmöglich Alles werden bestreiten können, was dazu gehört, um eine große Nation zu ruiniren?

Den Kaiser selbst finden wir bei diesem wunderbaren Wendepunct der Dinge in einer Stimmung, wie wir sie früher seinem Charakter nicht für angemessen gehalten haben würden. Louis Napoleon soll von sich selbst gesagt haben, daß er immer nur durch Phlegma zur Kühnheit gelange, und man schreibt ihm das allerdings tiefsinnige Wort zu, welches er mitten in den unruhigsten Bewegungen von 1848 fallen gelassen haben soll: „l'avenir est aux apathiques!" Wenn nach diesem Wort den Leidenschaftslosen die Zukunft gehört, so möchte uns die Zukunft Louis Napoleons fast nicht mehr so sicher erscheinen, denn Louis Napoleon hat jetzt zum Erstenmal auf seiner ganzen Laufbahn die Apathie verläugnet, und ist leidenschaftlich geworden! —

Im Februar 1858.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.

Inhalt des zweiten Bandes.

Louis Philipps. Troplong und die Freiheits-Maskerade des Empire. Die Wiedereinsetzung Dupins und sein politischer Charakter. Die neue Entdeckung der „constitutionellen Opposition" im Kaiserreich. Die Wahl der Demokraten und Republikaner in die Legislative. Cavaignac und Carnot. Das Kaiserthum und der Parlamentarismus. Ein officielles Blatt erfindet die „Demokratie ohne die Revolution." Das Kaiserreich und die Demokratie. Ein journalistisches Intermezzo im Kaiserreich. Freiheitsschwindel einiger Preßorgane. Emil von Girardin und Prinz Napoleon. Emil von Girardin's neue Rolle als Publizist. Der Journalist und die Jagdflinte. Girardins Confessions politiques. Seine Schrift „le droit de punir." Die Kaiserpolitik und das Fourrier'sche Phalanstère. Stellung des Prinzen Napoleon zu den Debatten im Kaiserreich. Prinz Napoleon und die Tagespresse. Der intime Kreis im Palais Royal. E. Texier, Charles Edmond, Clement Caraquel, Girardin. Die Verbindung des Prinzen mit „La Presse." Nefftzer. Die Bestrebungen des Prinzen um die Verbindung des Kaiserthums mit der Freiheit. Der Ikarus des Kaiserreichs. Die neue Reise des Prinzen Napoleon. Das mene mene tekel upharsin im Kaiserreich. Die maskirte Polemik gegen das Kaiserthum. François Villemain. Der Vicomte de Laguerronnière. Villemain's Commentar über Cicero de republica. Das alte römische Kaiserthum und das napoleonische Empire. Die imperialistische Debatte auf den öffentlichen Lehrstühlen. Der napoleonische Geist und die Reorganisation der wissenschaftlichen Institute. Der Kaiser will eine neue napoleonische Wissenschaft und Literatur. Die Politik an der Sorbonne. St. Marc Girardin. Die durch die Gewalt corrumpirte Wissenschaft. Die Ausgangspuncte der neuen napoleonischen Wissenschaft in der Geschichte und Philosophie. Napoleon als der „Messias der neuen Ideen." Die antike Cäsaren-Wirthschaft ein verbotenes Spiegelbild. Bossuet und Ludwig XIV. Die „nationale französische Politik." Neue Professoren der kaiserlichen Logik. Neue Organisation des Unterrichtswesens. Die Pariser Universität. Reorganisation des Collège de France. Die außerordentlichen Professoren. Die Philosophen von 1789. Die Schule Condoret's. Die Ideen von 1789 als Embleme des heutigen Kaiserthums. Die Menschenrechte und die sibyllinischen Bücher. Das napoleonische System und die Idee der Freiheit. Der Industrialismus als Geist des napoleonischen Systems. Napoleon I. antifeudal und industriell. Der neue imperialistische Adel. Das projectirte Adelsgesetz Napoleons III. Die napoleonische Constitution. Der Ursprung der napoleonischen Institutionen in dem Ver-

Mundt, Theodor

Paris und Louis Napoleon neue Skizzen aus dem Französischen Kaiserreich

Bd.: 2. Band

Berlin 1858